Germanien

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934

Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Zeitschrift der
Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte E. V., Detmold
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold
Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Mariendorf

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Rufer im Streit

(Seite: 83, 120, 249, 278, 311, 374)

Die Fundgrube

(Seite: 24, 180, 377)

Aus der Landschaft

(Seite: 21, 56, 87, 154, 217, 280, 344)

Schätze der Scholle

(Seite: 183, 312)

Die Bücherwaage

(Seite: 27, 60, 92, 123, 157, 186, 219, 251, 283, 314, 346, 378)

Zeitschriftenschau

(Bearbeitet von Hertha Schemmel)

Vereinsnachrichten

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Januar / Hartmond Heft 1

Heimatliche Vorgeschichte – eine nationale Forderung und Aufgabe unserer Zeit!

Von Dr. Kurt Schmidt, Gotha

Vor einem Vierteljahrhundert (1909), ließ Gustaf Kossinna sein Buch: „Die deutsche Vorgeschichte — eine hervorragend nationale Wissenschaft“ zum erstenmal hinausgehen. Der kampffreudige und noch jugendlich begeisterte Verfasser wollte vor allem der Unterschätzung der heimischen Vorgeschichte entgegentreten, wie sie damals noch fast allgemein in der Wissenschaft, auf der Universität und in der Schule üblich war. Er bekämpfte die (leider auch heute noch) weit verbreitete, einseitig auf die römischen Zeugnisse gestützte Auffassung unserer Vorfahren als „Barbaren“, die ihre „Kultur“ erst von den Römern empfangen haben sollen, indem er zeigte, daß unsere Vorväter bereits in vorrömischer Zeit eine erstaunlich hohe Stufe arteigener und bodenständiger Gesittung erstiegen hatten.

Aber über diesen unmittelbaren Zweck hinaus wirkte bereits damals das Buch schon durch seinen scharfgeschliffenen Titel wie ein Kampfruf: wagte es doch hier seit langer Zeit ein deutscher Gelehrter von Ruf zum erstenmal wieder, die Bedeutung der deutschen Vorgeschichtsforschung für eine kommende geistige Erneuerung unseres Volkstums ins hellste Licht zu stellen, und mochte dann im Laufe der nächsten Zeit auch mancher Annahme durch die fortschreitende Wissenschaft der Boden entzogen werden, mochte manche Tatsache in anderem Lichte erscheinen — der zündende Grundgedanke, daß die deutsche Vorgeschichte eine „hervorragend nationale Wissenschaft“ ist, hat sich von Jahr zu Jahr mehr durchgesetzt, bis er schließlich in unserer Zeit der nationalen Wiedergeburt, nunmehr auch amtlich anerkannt, zum vollen Durchbruch kam.

Gewiß ist schon seit dem Weltkrieg ein erfreulicher Wandel auf diesem Gebiete zu verzeichnen gewesen. An den Universitäten wurden mehr und mehr Lehrstühle für vorgeschichtliche Forschung errichtet; die überall entstehenden Heimatmuseen nahmen sich meistens auch der heimischen Vorgeschichte an — und wir werden noch sehen, welche große Be-

deutung gerade hierin liegt —, und auch in die Lehrbücher und den Unterricht der Schulen drang vorgeschichtliches Wissen in größerem Umfang, als es in der Vorkriegszeit üblich war, ein. Dennoch fehlte dem hierdurch wachsenden und breitere Kreise ergreifenden vorgeschichtlichen Interesse in vielen Fällen gerade das, was der Vorgeschichte ihren „hervorragend nationalen" Wert gibt, es fehlte häufig genug die auf die Erkenntnis der geschichtlichen Grundlagen unseres Volkstums eingestellte Blickrichtung, es fehlte damit auch der feste Wille, die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung in den unmittelbaren Dienst der völkischen Erziehung zu stellen.

Da kam die nationale Revolution, und schon am 17. März 1933 machte ein *Erlaß des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung* den Schulen die Behandlung der deutschen Vorgeschichte im deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht zur Pflicht. Auch in den *Richtlinien für die zukünftigen Geschichtsbücher* wird „*an erster Stelle*" die Vorgeschichte genannt, weil sie „*nicht nur den Ausgangspunkt für die geschichtliche Entwicklung unseres Erdteils in die mitteleuropäische Urheimat unseres Volkes verlegt, sondern auch . . . wie keine zweite geeignet ist, der herkömmlichen Unterschätzung der Kulturhöhe unserer germanischen Vorfahren entgegenzuwirken.*" Wer die nationale Bedeutung der heimischen Vorgeschichte erkannt oder wer gar in seinem eigenen geistigen Werdegang ihren bildenden Wert an sich selber erlebt hat, wird diesen Forderungen nur restlos zustimmen können. Denn wenn nach den Worten des Führers Selbstvertrauen eine der stärksten sittlichen Triebfedern überhaupt und völkisches Selbstbewußtsein zugleich eine der Grundlagen eines völkischen Selbstbehauptungswillens ist, so ist allerdings kaum ein Fach so geeignet wie die deutsche Vorgeschichte, dem deutschen Volke die hohe geistige und sittliche Kultur der Ahnen und damit verpflichtendes Erbgut vor Augen zu stellen.

Schon vor wenigen Jahren hat Professor Dr. *Georg Florschütz* — der selbst eine als vorbildlich anerkannte vorgeschichtliche Sammlung in Gotha aufgebaut hat — diese Seite der Vorgeschichte klar herausgestellt: „Der Deutsche muß sich seines Eigenwertes als Volkstum bewußt werden; denn nur das zähe Festhalten an unserer Eigenart verbürgt unsere Selbsterhaltung. Die Vorgeschichte vermag aber uns die ältesten Zusammenhänge zu erschließen und die hohe geistige Veranlagung zu zeigen, die gerade die Germanen auszeichnete und befähigte, aus sich selbst heraus eine durchaus eigene Kultur heranzubilden, der sie auch dann noch treu blieben, als die enge Berührung mit dem Römertum die Versuchung brachte, sie wegzuwerfen und an ihre Stelle römisches Wesen zu setzen."

In der Tat: wer etwa das schmucke Büchlein von *Friedrich Behn*, „*Altgermanische Kunst*" (Verlag von J. F. Lehmann-München) auch nur einmal flüchtig durchblättert und die feinziselierten Schmuckdosen, Gürtelschließen und Goldgefäße der germanischen Bronzezeit oder die wundervoll stilisierten Fibeln der Völkerwanderungszeit oder auch die kunstvollen Griffe der Wikingerschwerter mit schönheitsfreudigem Auge in sich aufgenommen hat, zu dem kann man nicht mehr reden von der absoluten kulturellen und künstlerischen Überlegenheit der Mittelmeervölker, für den wird der Stolz auf die hohe kulturelle Begabung der eigenen Rasse ebenso wie ihre künftige Kulturbedeutung zur baren Selbstverständlichkeit. Und damit kommen wir zu einem andern, nicht minder wichtigen Gesichtspunkt. Denn an die zweite Stelle rücken die erwähnten „Richtlinien" die Bedeutung der *Rasse*, die „den Urboden darstellt, aus dem alle wurzelhafte Eigenart der Einzelpersönlichkeit wie die der Völker erwächst".

Hier wartet der wissenschaftlichen Erforschung noch ein weites und fruchtbares Arbeitsgebiet. Denn die Rassen, die unser Volk gebildet und damit unsere völkische Eigenart wesenhaft bestimmt haben, sind nicht nur in vorgeschichtlicher Zeit entstanden, sondern auch

gerade an vorgeschichtlichen Schädel- und Skelettfunden noch in einer gewissen Reinheit und Unverfälschtheit nachzuweisen, und dabei wird sich vermutlich mehr und mehr zeigen, daß die von der Forschung ermittelten vorgeschichtlichen „Kulturen" im engsten Zusammenhang mit bestimmten Rassen stehen, die in den erhaltenen Grabbeigaben ihre besondere geistige Eigenart zur Darstellung gebracht haben. Insbesondere wird der Zusammenhang zwischen Rasse und Stil — sei es nun eines Kulturkreises oder einer Kulturperiode — uns noch manche fruchtbringende Erkenntnisse bringen.

Dazu kommt schließlich noch ein Drittes. Schon in seinem Kampfbuch hat *Adolf Hitler* es ausgesprochen, daß im Völkerleben immer wieder dieselben ewigen Grundkräfte maßgebend sind und daß eine wirklich fruchtbare Geschichtsbetrachtung deshalb auf die *Erkenntnis der großen Entwicklungslinien* und der in diesen sich auswirkenden Urkräfte gerichtet sein muß. Diese lassen sich aber nirgends einfacher, volkstümlicher und überzeugender dartun, als wenn wir den Ursprüngen der Völker in Vor- und Frühgeschichte nachgehen, denn schon im klassischen Altertum, etwa bei Plato, pflegen kulturgeschichtliche Zusammenfassungen auf den Mythos der Vorzeit aufzubauen. *Friedrich Lammert*, der in seiner Geschichtsmethodik (*Geschichtsunterricht*, Erfahrungen und Anregungen, 1932, Leipzig, Quelle und Meyer) der „*Urgeschichte als Einführung in das Verständnis der Gegenwart*" ein besonderes Kapitel gewidmet hat, sagt von dieser: „In ihr liegen in einem solchen Maße alle Grundlagen der Gegenwart, daß ein Außerachtlassen dieses Umstandes und ein Sichbeschränken auf die Zeiten geschichtlicher Überlieferung stets eine gewisse Oberflächlichkeit den Grundproblemen gegenüber zur Folge haben wird. Schon rein zeitlich bedeuten die wenigen Jahrtausende der Geschichte wenig gegen die unzähligen Jahrtausende der Vorgeschichte." Und wenn er fortfahrend darauf hinweist, daß der vorgeschichtlichen Zeit „das für das Werden der Kultur am meisten Entscheidende" angehört, so braucht ja nur an die entscheidende Kulturwende der Menschheit überhaupt, den Übergang zum Ackerbau und damit zur Gliederung seßhafter Gemeinschaften in Stamm und Staat erinnert zu werden, und dieser größte Kulturfortschritt aller Zeiten hat sich in unserem Vaterlande in vorgeschichtlicher Zeit vollzogen; was dies gerade in unserer Zeit, der die Verwurzelung des Volkstums in „Blut und Boden" wieder zu lebendigem Bewußtsein wird, für die nationale Wertung der Vorgeschichte in Wissenschaft, Schule und Leben bedeutet, braucht ja nur angedeutet zu werden.

Herrscht über das Grundsätzliche heute eine weitgehende Einmütigkeit, so ist doch der Weg, der zu dem erstrebten Ziel, die deutsche Vorgeschichte nicht nur zu einem neuen Schulfach und „Bildungsgut", sondern zu einer wirklich volkstümlichen Wissenschaft und damit zu einem Grundpfeiler nationaler Weltanschauung zu machen, führt, doch noch weit und schwierig.

Dies ist zunächst in der Art des vorgeschichtlichen Schrifttums begründet: mehr als neun Zehntel der wissenschaftlichen Produktion auf diesem Gebiete, von deren geradezu gewaltigem Umfang sich der Nichtfachmann schwerlich eine zutreffende Vorstellung machen kann, ist nur für den Fachmann bestimmt und durch die Fülle der Fachausdrücke und der vorausgesetzten Einzelkenntnisse nicht weniger als durch die absichtlich trockene Nüchternheit der Aufzählungen, besonders in Fundberichten, auch für den Gebildeten, der sich nicht schon eingehender mit Vorgeschichte befaßt hat, kaum genießbar. Um so erfreulicher ist es, daß die *Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte* in ihrer Monatsschrift „Germanien" eine wahrhaft volkstümliche Zeitschrift geschaffen hat, die ihren Lesern nicht nur allgemein verständliche Aufsätze und mancherlei Anregungen aus dem Gesamtgebiet der deutschen Vorgeschichte, sondern auch einen Überblick über die Fortschritte und neuen Erkenntnisse der deutschen Vorgeschichtsforschung bietet, und wer mit der vorgeschichtlichen Forschung in steter Fühlung bleiben möchte, ohne sich doch mit wissen-

schaftlichen Fachproblemen belasten zu wollen, der wird diese Zeitschrift nicht mehr entbehren wollen; sie bringt schon in ihrem Untertitel „*Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens*" ihr besonderes zeitgemäßes Ziel zum Ausdruck.

Wenn eben Vorgeschichte eine lebendig wirkende Wissenschaft werden soll, dann darf sie nicht in trockenem Buchwissen erstarren; denn ohne *wirkliche* Anschauung der Hinterlassenschaften vorgeschichtlicher Völker bleibt sie starr und unfruchtbar. Daher läßt sich Vorgeschichte überhaupt nicht aus Büchern lernen; diese können nur einer *ersten* Einführung dienen, Anleitung zur Beurteilung der Funde geben oder diese unter größeren Gesichtspunkten verarbeiten und zusammenfassen.

Bei der „Wissenschaft des Spatens" kommt es daher in erster Linie auf die Funde selbst an, und deshalb kommt niemand, dem es wirklich ernst ist mit der Kunde von der deutschen Vorzeit, um das Studium der großen *vorgeschichtlichen Sammlungen* der Museen herum. Aber fast noch wichtiger als die größeren Museen kann für den, dem es wirklich ernst ist mit dem Verständnis der Vorzeit, ein kleines, aber übersichtliches *Heimatmuseum* in der Heimatstadt oder in unmittelbarer Nähe werden; *Voraussetzung dafür ist freilich, daß dessen vorgeschichtliche Abteilung nach streng methodischen Gesichtspunkten aufgebaut ist. Gerade wenn es sich auf das Gebiet der engeren Heimat beschränkt, ohne durch auswärts gemachte Funde (die freilich in ähnlichen Fällen häufig genug als besonderes „Prunkstück" eingeschmuggelt werden) die Aufmerksamkeit abzulenken, und wenn auch das kleinste Fundstück nach Fundort und Fundumständen genau bekannt ist, dann bietet auch ein kleines Heimatmuseum über die vorgeschichtliche Entwicklung eines Landes, über das Aufblühen und Verschwinden von Kulturen, über das Kommen und Gehen der Völker wie ihre Gesittung und Lebensweise einen klaren, anschaulichen Überblick.* Wer sich in eine solche kleine Sammlung eingehend vertieft und dabei immer wieder sein Auge geschärft hat — ein einmaliges Durchgehen oder flüchtiges Betrachten tut es freilich nicht! —, der wird dann auch größeren Sammlungen gegenüber nicht ratlos dastehen und allmählich lernen, den einzelnen Fund in die großen Zusammenhänge der Entwicklung leidlich einzuordnen.

Aus der besonderen Eigenart der *Vorgeschichte*, die auf den ersten Blick wie ein unübersehbares Labyrinth von ungeheuer umfangreichen Fundmassen, Einzeltatsachen, Fragen und Problemen erscheint, ergibt sich, daß nur derjenige wirklich einzudringen vermag, der sich nach einem ersten *allgemeinen* Überblick über das Gesamtproblem und die wichtigsten Perioden mit der leichter übersehbaren Vorzeit der eigenen, festumgrenzten Heimat gründlich vertraut macht. *Über die heimatliche Vorgeschichte führt der Weg zur deutschen Vorgeschichte überhaupt.*

Dies gilt auch aus einem anderen Grunde. Alle Geschichtsbetrachtung bedarf der lebendigen Anschauung, wenn sie nicht zu einem blutleeren Gedankengerippe verknöchern soll. Dabei kommt es nicht nur auf einzelne Fundstücke an, sondern vor allem darauf, sich von dem Leben und Treiben, von Gesittung und Brauchtum und schließlich auch von der geistigen und sittlichen Haltung der Ahnen ein wirkliches Bild zu machen. Dies geschieht aber nur, wenn wir all dies hineinstellen in den fest umrissenen Rahmen der uns vertrauten Landschaft, die ja nicht nur den „Hintergrund" für alles völkische Geschehen, sondern im weitesten Umfange die Grundlage der Lebensgestaltung überhaupt bildet, und das um so mehr, je weiter wir uns von der Gegenwart entfernen: man denke doch nur an den Kampf mit dem Boden bei der Rodung der Wälder, der Austrocknung der sumpfigen

Flußränder, der Urbarmachung des Bodens, der Anlage der Siedelungen und der Beschaffung der Nahrung!

Darum hinaus in unsere schöne Heimat, deren Boden noch so viele Geheimnisse in sich trägt, deren Boden aber auch durch die Gräber der Ahnen uns heilig sein muß! Welch tiefen Eindruck macht es auf unsere Jugend immer wieder, wenn sie an einer germanischen Kultstätte steht und erfährt, daß hier im rauschenden Hain unsere germanischen Vorfahren ihren Göttern geopfert, weil sie sich fern von den menschlichen Siedelungen auf freier Bergeshöhe dem Göttlichen näher verbunden fühlten — oder wenn sie auf noch wohlerhaltenen großen Ringwällen Mittel- oder Süddeutschlands von den Kämpfen zwischen den Kelten und den vordringenden Germanen um den Boden unserer Heimat hört! Überall im deutschen Land gibt es noch alte Wallburgen, die zweifellos in Kriegszeiten der Bevölkerung der umliegenden Gegend mit ihrer wertvollsten Habe, ihren Viehherden, Schutz bot, die aber in friedlichen Zeiten der Volksgemeinde bei den großen Festen an den heiligen Zeiten — dem Auferstehungsfest im Frühling, der Sonnwendfeier und dem Feste der abgeschiedenen Seelen im Herbst — zu feierlichem Opfer und gehegtem Volksthing dienten.

Noch raunen überall — auf Bergesgipfeln und an heiligen Quellen — die Geister der Vorzeit, und wohl dem, der sie beim Gang durch die heimischen Fluren vernimmt: er wird nicht nur körperlich gekräftigt, sondern auch geistig angeregt und seelisch gestärkt zurückkehren!

Es geht heute ein Erwachen durch die deutsche Volksseele.

Schon beginnt in Feier, Sitte und Symbol völkisches Brauchtum — bisher nur in kleinen Kreisen treu behütet und bewahrt — wieder lebendig zu werden, und wieder empfinden wir, daß das Erbe der Ahnen auch für die Gestaltung der Zukunft höchste Verpflichtung auferlegt.

Auch hier harren ungehobene Schätze ihrer Wiedererweckung, und allen, denen Heimat und Volk höchste Werte sind, erwächst auf dem Gebiete der heimatlichen Vorgeschichte ein weites und reiches Arbeitsfeld.

Allen voran muß in der deutschen *Jugend* die Ehrfurcht vor den Ahnen wieder lebendig werden. Die *Schulen* aller Art haben heute die schöne Aufgabe, die ihnen anvertraute Jugend wieder zu begeistern für die deutsche Vorzeit.

Aber auch der Erwachsene muß mit gutem Beispiel vorangehen. Alle die zahlreichen *Vereine*, die Förderung des Heimatsinnes, Heimatschutz und Pflege des Wanderns auf ihre Fahne geschrieben haben, dürfen auch an der heimischen Geschichte und besonders den Denkmälern der Vorzeit nicht achtlos vorübergehen. Wünschenswert aber wäre, alle für Heimatkunde und Heimatschutz tätigen Kräfte und Organisationen durch Freunde germanischer Vorgeschichte zusammenzufassen und neue Ortsgruppen und rege Arbeitsgemeinschaften ins Leben zu rufen. Auch den *Gemeinde- und Forstverwaltungen* erwächst die schöne Aufgabe, die vorgeschichtlich bedeutsamen Stätten ihres Bereiches in ihren besonderen Schutz zu nehmen, sie auch für das größere Publikum kenntlich zu machen und entsprechend ihrer Bedeutung zu heimatlich-völkischen Erinnerungsstätten auszugestalten.

Die Krönung der ganzen Arbeit würde es aber bedeuten, wenn sie unter den besonderen Schutz und die Oberleitung der *Landesregierungen* und Provinzialbehörden gestellt würde, wenn insbesondere nun endlich auch überall in Deutschland durch umfangreiche Grabungen — mit Hilfe des *Freiwilligen Arbeitsdienstes* — die vorgeschichtlichen Burgen, Kultstätten und Fundorte der Heimat *planmäßig* durchforscht und inventarisiert würden, wie wir es in den Mittelmeerländern schon seit Jahrzehnten als eine selbstverständliche kulturelle Pflicht ansehen und üben.

Wenn so alle Kräfte, die zu dieser Arbeit berufen sind, in treuer Liebe zur Heimat zu-

sammenwirken, dann wird auch Ersprießliches für unser ganzes deutsches Volkstum geleistet werden, für seine Selbstbefreiung und für seine ewige Wiedergeburt aus Blut und Boden. Ahnungsvoll hat dies schon Friedrich Nietzsche einmal ausgesprochen: „Nie möge der Deutsche glauben, seinen Kampf ohne seine Hausgötter, ohne seine mythische Heimat, ohne ein Wiederbringen aller deutschen Dinge kämpfen zu können!"

Zur Lage der Germanenforschung

Von Wilhelm Teudt

Es ist richtig, daß die große politische Wandlung des Jahres 1933 wesentlich günstigere äußere Bedingungen für die Germanenforschung mit sich bringt. Manche Hindernisse, die im liberalistisch-weltbürgerlichen Zeitgeiste begründet waren, sind infolge einer ungeahnten Gesinnungsänderung, deren Echtheit im großen und ganzen zu bestreiten kein Recht vorliegt, bereits gefallen. Was sich an Hindernissen noch findet, ist ein Restbestand von „unentwegten" Volksgenossen. Aber wir müssen auch feststellen, daß die Anteilnahme des deutschen Volkes an der Germanenforschung schon in den letzten Jahren in erfreulichem Wachstum begriffen war.

Auf die durch die völkische Strömung geschaffene Lage der deutschen Gesamtwissenschaft blickend, wollen wir uns die Gefahr nicht verhehlen, daß der oberste Gesichtspunkt der Wissenschaft, die Erkundung der Wahrheit, durch Wünsche und Fragen, was für unser Volk nützlich und ehrenvoll sei, in Bedrängnis geraten kann. Demgegenüber soll unmißverständlich betont werden, daß die deutsche Wissenschaft sich auch weiterhin durch die ihr eigentümliche Sachlichkeit die Stellung als eine Lehrmeisterin der Welt wahren muß.

Es wäre falsch, zu meinen, mit dieser Forderung werde der endlich erreichte Fortschritt, daß die deutsche Wissenschaft in allen ihren Zweigen sich zugleich als nationale Wissenschaft betätigt, wieder in Frage gestellt. Denn es handelt sich gar nicht um die sich der Diskussion unter nationalem Gesichtspunkt entziehenden Erkenntnisgüter, sondern um das große Feld derjenigen Annahmen, Überzeugungen und Meinungen, bei denen es sich zeigen kann, ob der deutsche Gelehrte, sei es aus Weltfremdheit, sei es aus Angst vor dem Vorwurf der Deutschtümelei, seine sonst so wertvolle Sachlichkeit bis zur nationalen Empfindungslosigkeit überspannen will, oder ob er sein Recht und seine Pflicht der Vertretung deutscher Belange wahrt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Altertumswissenschaft manches Beispiel würdeloser Preisgabe der Kulturehre unserer Vorfahren aufweist. Es war eine Gipfelleistung nationaler Gefühllosigkeit, was Gottfried Semper vor 100 Jahren dem deutschen Volke bieten durfte, als er schrieb: „Die germanischen Horden ohne nationalen Zusammenhang, doch durch gemeinsame Sprache verbunden, waren von der Gesellschaft (der Völker) ausgestoßene Heimatlose." Von solchen rohen Ausbrüchen gibt es eine ganze Stufenleiter bis zu den versteckten, unvermerkt wirkenden Vorurteilen, die den Leser in der Annahme selbstverständlicher germanischer Minderwertigkeit bestärken. Heute ist zwar unter den zahlreichen Neuerscheinungen zur Germanenkunde auf dem Büchermarkt keine einzige mehr zu finden, in der nicht irgendwie gesagt würde, daß die Germanen keine Barbaren gewesen seien. Aber daß es sich manchmal nur um eine modern gewordene, fast schon monoton und abstumpfend wirkende Redensart handelt, wird der aufmerksame Leser erkennen, wenn ein Verfasser gerade an den entscheidenden Stellen schweigt und versagt. Wo man sinnige Volksbräuche als Fruchtbarkeitszauber ausgibt, wo Nippfiguren sofort „die Götter der Germanen" genannt werden, wo von Fetischen die Rede ist, und jedes rö-

mische Schauermärchen kritiklos wie Wahrheit behandelt wird, wo man die Anzeichen germanischer Astronomie nahezu entrüstet ablehnt oder totschweigt, da zeigt sich das alte Vorurteil. Von Schlußfolgerungen aus der Vererbungslehre ist oft noch nichts zu merken.

Wie schwierig es ist, tiefeingewurzelte Anschauungen wieder aus der Volksseele auszumerzen, zeigt uns der geringe Erfolg der kraftvollen Gegenwirkungen gegen das wahrheitswidrige Germanenbild, wie sie schon das vorige Jahrhundert vor allem in der Lebensarbeit der Gebrüder Grimm gebracht hat. Um so größer ist die auf uns ruhende Verantwortung, die hohe Gunst der Zeit und die zahlreichen durch die Wissenschaft dargereichten Erkenntnisse zu gründlicher Aufräumungsarbeit auszunutzen. Dabei handelt es sich auch um Reformwünsche, die an unsere Archäologie zu richten sind. Wir wollen die Archäologie als Spatenwissenschaft nehmen, wie sie nun einmal in dem an sich löblichen Bestreben, exakt zu sein, geworden ist. Die unausbleibliche Folge der Nichtachtung der nicht aus Bodenfunden zu gewinnenden Erkenntnisse ist das Aufkommen unserer sich mehr als Geschichtswissenschaft in Verbindung mit der Religionsgeschichte betätigenden Germanenforschung gewesen. Beides aber muß sich zur Erfüllung der Aufgabe zusammenschließen.

Die R e f o r m w ü n s c h e an die Archäologie beziehen sich weniger auf die gegenwärtige Arbeitsweise, als auf die Grundlagen, auf denen die Beurteilung des erarbeiteten Tatsachenbestandes aufgebaut ist.

Jede Wissenschaft pflegt auf den Arbeitsergebnissen der Vergangenheit zu fußen. Unsere Spatenwissenschaft knüpfte an das an und setzte es fort, was ihr aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts überliefert war. Wir können das Jahr 1909, in dem der Eberswalder Goldfund zutage gefördert wurde, als den Beginn einer zweiten Periode dieser jungen Wissenschaft ansehen, weil von diesem Ereignis eine tiefgehende Wirkung auf die Germanenkunde ausgehen mußte, auch wenn diese Wirkung nur langsam zur Geltung gekommen ist.

Während vorher kunstgewerbliche Fundstücke, die eine fortgeschrittene Technik und hohen Kunstgeschmack aufwiesen, im allgemeinen ohne Zögern als Einfuhrgut oder als Erzeugnis nichtgermanischer Bewohner angesehen wurden, zumal wenn sich irgendeine Ähnlichkeit mit fremder Ware herausfinden ließ, brachte der aufsehenerregende Eberswalder Fund mit seiner Werkstättenausrüstung, seinen Rohstoffen, Halbfabrikaten und Fertigfabrikaten die Gewißheit, daß hohes kunstgewerbliches Können auf germanischem Boden heimisch gewesen ist. So konnte zunächst in diesem Punkte das geringschätzige Urteil über die Kultur der Germanen, welches durch die geistige Führung unseres Volkes begründet ist und bis in die neueste Zeit gewährt hat, als auf einem groben Irrtum beruhend erkannt werden. Die viel zu geringe grundsätzliche Würdigung des Eberswalder Ereignisses muß nachgeholt werden. Es fehlt noch der Nachweis, daß alle in Betracht kommenden, aus der vorangegangenen Periode stammenden Fundbestimmungen eine Nachprüfung erfahren haben. Die logischen Schlußfolgerungen müssen nicht nur für die Feinschmiedekunst, sondern auch im Blick auf sämtliche zugehörigen Künste bis hin zum Schulungswesen gezogen werden.

Als Beispiel einer noch ausstehenden Erfüllung der Revisionspflicht führe ich den Hildesheimer Silberschatz an, dessen letzte Beurteilung aus der Zeit vor 1909 noch jetzt gilt. Von der Notwendigkeit, die Herstellung der zahlreichen Stücke einheitlich zu beurteilen, kann nicht die Rede sein. So einwandfrei der römische Ursprung der meisten Stücke ist, so liegt für die übrigen das Recht und die Pflicht vor, den Grundsatz anzuwenden: bis zum Gegenbeweise sind sämtliche dem germanischen Boden entnommenen Funde als germanischen Ursprungs anzusehen. Was für die Bodenfunde der klassischen und orientalischen Länder billig ist, das soll auch für Germanien recht sein.

Wir kommen zur Forderung einer Nachprüfung und Änderung der in der Archäologie noch üblichen Fachausdrücke, die Grund zur Beanstandung geben. Es ist einleuchtend, daß Fachausdrücke, die aus der ersten, mit Irrtümern und lückenhaften Kenntnissen arbeitenden Periode der Spatenwissenschaft stammen, mit hoher Wahrscheinlichkeit ungeschickt gewählt und ersatzbedürftig sind. Da nach Lage der Dinge die ihnen anhaftenden Mängel nahezu sämtlich auf eine unzureichende Würdigung der germanischen Kultur hinauslaufen, so ist der Ersatz der anstößigen und irreführenden Ausdrücke zu einer nationalen Forderung geworden, auf deren Erfüllung ernstlich bedacht zu sein, die Wissenschaft allen Anlaß hat.

Damit liegt eine Aufgabe vor, die schwerlich anders erfüllt werden kann, als im Zusammenwirken und Einvernehmen der beteiligten altertumswissenschaftlichen Kreise, sowie auf Anregung oder unter Leitung der für die deutsche Kultur verantwortlichen Stellen. Dabei wird es sich auch um die durch deutsche Worte zu ersetzenden Fremdausdrücke handeln müssen, die wohl im engen Kreise der Fachgelehrten ihren Dienst tun mögen, aber in den weiteren Kreisen, für die die Wissenschaft arbeiten soll, als lästig oder ärgerlich empfunden werden. Aus der Einzelbesprechung dieser Sonderaufgabe dürften sich wertvolle und anregende Gesichtspunkte ergeben, die zu einer Klärung der Gesamtlage der Wissenschaft und der Reformwilligkeit ihrer Angehörigen führen müßte.

Nur kurz streifen kann ich hier die Unzuträglichkeiten, die sich aus einer Überschätzung der Beweiskraft aus Bodenfunden für die Besiedlungsverhältnisse in Germanien ergeben haben. Solange unsere Kenntnis des einstigen Handelsverkehrs eine unvollkommene ist, solange wir nicht wissen, ob nicht auch der Austausch der gewerblichen Kenntnisse zwischen den Völkerschichten schon im Altertum ein lebendiger und wirksamer war (z. B. durch Wanderschaft von Handwerksburschen), solange können gewerbliche Gebrauchsgegenstände nur mit gebotener Zurückhaltung als Beweisstücke für Verschiebungen und Verdrängungen ganzer Stämme verwertet werden. Es ist dringend erwünscht, daß die Germanenforschung nicht fernerhin in dieser Hinsicht so schwer beunruhigt und gestört wird, wie bisher.

Aufs Ganze geblickt, ist die Lage der Germanenforschung in unserer Zeit erfreulich. Reichlich strömen neue Tatsachen und Erkenntnisse zu und finden mit den neuen Urteilen steigende Anteilnahme bei Volk und Behörden. Es ist unsere Hoffnung, daß die Forschung mit Wahrhaftigkeit und Hingabe, aber auch frei von allen Vorurteilen mit weitem reformwilligen Blick die Entschleierung der germanischen Vergangenheit zum erreichbaren Ziele führen wird. Auf solcher Grundlage kann eine Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen Richtungen überaus nützlich sein.

„Wir müssen den Weg zurückschauen, den unsere Väter aus der Urzeit der Germanen bis heute gegangen sind. Wir müssen versuchen, uns zu vertiefen in das innerste Wesen, in die Seele unserer Rasse, in das uns eingeborene Deutschtum. Das Wissen um die nordische Kultur unserer Ahnen ist notwendig zu einer sittlichen Erneuerung des gesamten Volkes deutscher Zunge. Es ist der klare Quell starken Nationalgefühls und ewig sich verjüngender Vaterlandsliebe."

Hermann Wille in „Germanische Gotteshäuser"

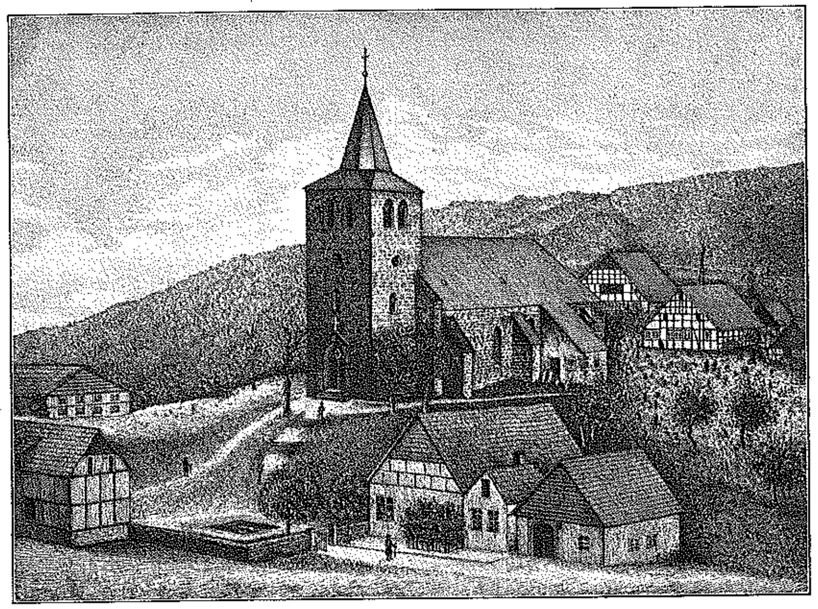


Abb. 1. Bergkirchen. Vor der Kirche der Wittekindsborn. (Nach einer Zeichnung aus dem „Buch vom Sachsenherzog Wittekind" von Hartmann und Weddigen, Minden 1883.)

Wittekind und Bergkirchen

Von Dr. R. Kohl, Kiel

Es ist in den letzten Nummern dieser Zeitschrift mehrfach von Versuchen die Rede gewesen, die mit Hilfe der Wünschelrute vorgenommen wurden. Darunter war einer, den Herr W. Winkelmann am östlichen Hange des Bergkirchener Passes auf Veranlassung von Wilhelm Teudt anstellte, wo eine germanische Kultstätte vermutet wird (vgl. Germ. IV, 1932, 55). Gerade bei Bergkirchen eine Stelle der Gottesverehrung anzunehmen, ist durchaus einleuchtend. Die Lage war dafür günstig. Sodann wurde hier sehr früh eine christliche Kirche erbaut, zu deren Weihe die Überlieferung eigens den Papst Leo bemüht hat. Außerdem verlegt die Sage hierher das Wunder von Wittekinds Bekehrung, und zwar in der meistbekannten Form des Quellenwunders.

„In dem Lande am Wiehengebirge erzählt man: In der Zeit nach den großen verlorenen Schlachten ritt Weking die Heerstraße hin über die Berghöhe, worauf jetzt Bergkirchen liegt, und erwog in sich, welcher Glaube der beste sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue siegreiche Lehre der Franken. Und er sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, möchte ich dann ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!" Und siehe, in demselben Augenblick scharret das Roß, und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Da ist der König abgestiegen und hat von dem Wasser getrunken und hat gelobt, ein Christ zu werden. Über dem Quellborn wurde hernach von ihm eine Kirche erbaut, welche von dem Papst Leo selbst geweiht ist und noch heutiges Tags steht" (Zaunert, Westfäl. Sagen. 1927. S. 72).

Zwar sucht man heutzutage Bergkirchen an anderen Stellen des Wiehengebirges seinen alten Ruf streitig zu machen, aber die Sache haftet, soweit wir die Überlieferung prüfen können, nur an diesem Ort und an seiner Quelle. Und Stätten mit alten christ-

lichen Sagen sollten eigentlich immer auf Zusammenhänge mit germanischer Kultur geprüft werden.

Hier soll uns jetzt die S a g e beschäftigen. Versuchen wir, über das Wie des Sagenbefundes hinauszukommen zu einem Warum. Daß die Sage ein geschichtliches Ereignis getreu wiedergibt, ist ja ausgeschlossen. Es kann natürlich vorkommen, daß ein Tier eine Wasserader losscharrt — es sind z. B. zufällig so die Kupferminen Nordrhodesiens entdeckt worden —, aber wenn dies bei Wittekind geschieht, gerade als seine Zweifelsfrage der Erfüllung seines Verlangens vorausgeht, so ist das Wunder und Legende. Außerdem steht Wittekind, wie wir noch sehen werden, durchaus nicht als einziger da, von dem dergleichen erzählt wird.

Nun ist bemerkenswert, daß gerade von unserm Bergkirchen eine parallele Sagenform vorhanden ist (Schwarz und Kuhn, Nordd. Sagen, Nr. 273), die den Namen Wittekind n i c h t nennt. „Es sind hier mal zwei Brüder im Kampf zusammengetroffen, die waren lange voneinander getrennt, so daß der eine derselben den andern nicht kannte. Da sagte dieser ihm, daß er sein Bruder sei, aber jener wollte es nicht glauben und sagte: ‚So gewiß mein Pferd kein Wasser aus diesem Felsen schlägt, so gewiß bist du nicht mein Bruder!‘ Aber in dem Augenblick haut das Roß mit dem Huf auf den Stein, und es entspringt ein klarer Quell. Da haben beide zum Andenken die Kirche dahin gebaut."

Das sieht doch so aus, als habe die Sage ursprünglich nur das Vorhandensein der Kirche und der Quelle erklären wollen, während Wittekind erst später hineinpraktiziert wurde; denn je öfter eine Sage erzählt wird, um so mehr stellt sich eine Verbindung zu geschichtlich bedeutsamen Persönlichkeiten heraus: ein Wittekind ist ihr lieber als ein namenloser Fremdling.

Noch eine andere Feststellung scheint wichtig. Der Frankenkaiser Karl litt einmal samt seinem Heere furchtbaren Durst. Da soll er Gott um Wasser angerufen haben, und gleich darauf sprudelte Wasser hervor. Diese Sage enthält einen g e s c h i c h t l i c h e n K e r n, denn wir lesen in den Jahrbüchern Einhards, des Chronisten Karls, zum Jahre 772, „daß bei der anhaltenden heiteren Witterung alle Bäche und Quellen in der Umgegend vertrockneten und gar kein Trinkwasser mehr aufzutreiben war. Um das Heer aber nicht länger Durst leiden zu lassen, geschah es von Gott, daß eines Tages, als alles wie gewöhnlich um Mittag ausruhte, aus dem Berge, in dessen Nähe das Lager war, eine solche Wassermasse in dem Bett eines Waldstromes hervorbrach, daß das ganze Heer genug hatte." Das „Wunder" hat man schon seit langem mit dem (bis ungefähr 1640) intermittierenden Bullerborn bei Altenbeken in Verbindung gebracht. Beachtlich ist, daß der Chronist nichts weiß von Karls Gebet, und daß die Wassermassen schon das Bett eines Waldstromes vorfanden. Sollte nun einfach eine Übertragung auf Karls bedeutsamsten Gegner stattgefunden haben, wobei an die Stelle des Gebets der Zweifel trat? Wahrscheinlich ist das nicht, denn es vollbringt nicht Wittekind selbst das Wunder wie Karl; zudem wird nicht klar, warum gerade an Bergkirchen die Sage so fest haftet.

Kirche und Quelle und Hufschlag des Rosses müssen als feste Sagenbestandteile angesehen werden, die Persönlichkeit Wittekinds ist willkommene Ausschmückung.

Um weiterzukommen, werden wir uns noch nach andern Parallelen umsehen. Wittekind steht nicht etwa allein. Saxo Grammaticus (Hist. Dan. III, 120 Müller) sagt, daß der Gott Baldr einmal in der Schlacht sein durstendes Heer durch einen Quell erquickte, und ein Ortsname habe das Wunder im Gedächtnis der Nachwelt erhalten. Der Herausgeber fügt hinzu, daß an der in Frage kommenden Stelle, Baldersbränd, die Sage fortlebe, sein Roß habe die Quelle aufgescharrt, den Huf aber habe man vor Zeiten dort ausgegraben.



Aufn. H. Ißleib, Hamburg

Abb. 2. Der Karlstein im Forst Rosengarten bei Harburg. Blick in südl. Richtung. (Späterhin veröffentlichen wir noch eine Lageskizze, aus der die Blickrichtungen der einzelnen Aufnahmen des Steines zu ersehen sind.)

Den Karlstein behandelt ausführlich schon W ä c h t e r in seiner „Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler" (Hannover 1841): „Nicht weit vom Rosengarten, einem herrschaftlichen Forsthause, steht der sogenannte K a r l s t e i n, ein einzelner Granit, 7 Fuß 3 Zoll hoch, 3—5 F. dick und 3 F. 4 Z. tief in der Erde steckend, dessen Namen und Geschichte mit den Feldzügen Karls d. Gr. in Verbindung gesetzt wird. Nach einer in Versen abgefaßten Legende (Quelle?) soll Karl, erzürnt über den beständig wiederholten Abfall der Sachsen, den Himmel um ein Zeichen, daß die Sachsen in dem heiligen Kampf gegen sie unterliegen würden, gebeten haben. Alsbald, um diesen Wink zu bekommen, besteigt er sein Schlachtenpferd, setzt über den Stein, spaltet ihn beim Übersetzen mit seinem Schwerte in zwei Stücke, und da das Streitroß unter der Last seines großen Kaisers wohl ein wenig zusammensinken mag, streift es mit seinen Füßen an den Stein und drückt ihm die Figur von 4, je zwei immer entgegengesetzten Hufeisen ein. Nach diesem Beweise von der außerordentlichen Kraft seines Armes und seines Rosses schlägt Karl die rebellischen Sachsen völlig."

Werden wir uns wundern, eine ähnliche Sage auch vom Frankenkaiser Karl zu hören, den man so gern mit Quellen in Verbindung brachte? Erzählte man doch, Karl sei am Entstehen der Heilquelle in Aachen beteiligt, obwohl die schon zur Zeit der Römer lustig sprudelte! Eine Sagenform aus Hessen hat hier für uns besondere Bedeutung. Karls Schimmel soll bei Gudensberg einen Stein vom Felsen losgeschlagen haben, unter dem eine Quelle hervorbrach, gerade als das Heer vom Durste aufs äußerste gepeinigt wurde. Diese Quelle hieß Gliesborn. „Der Stein mit dem Huftritt ist in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt und noch heute zu sehen (K. Lynker, Deutsche Sagen und Sitten in hess. Gauen, Nr. 5).

Gudensberg heißt Wodansberg. Die dort errichtete Kirche wurde dem hl. Michael geweiht. Dies beweist, daß es sich um eine g e r m a n i s c h e K u l t s t ä t t e handelt. Eine Quelle war dabei, und das Felsstück mit dem Hufeisenabdruck war dort zu sehen, genau wie einst in Baldersbränd. Beide Sagen im Verein können uns lehren, daß hier nicht etwa, wie man früher geglaubt hat, der Gott oder später der Held Personifikation einer quellweckenden Gewitterwolke oder eines Blitzschlages im Gewitter mit Regenguß war, sondern die Sagen sind ätiologischen Charakters, d. h. sie wollen die Ursache einer nicht ohne weiteres deutbaren Merkwürdigkeit aufdecken.

Für solche R o ß t r a p p e n an Kirchen lassen sich noch mancherlei Beispiele beibringen. Es wird hier nicht Wert auf Vollständigkeit der Aufzählung gelegt, wohl aber werden möglichst verschiedene Landschaften Berücksichtigung finden.

An der Nikolaikirche in Leipzig soll ein Hufeisen eingemauert sein an der Stelle, wo früher in der Mauer selbst im Stein das Zeichen eines Hufeisens gewesen sei. Die Sage bringt das in Zusammenhang mit St. Georg (B. Schäfer, Deutsche Städtewahrzeichen, I, S. 18).

Waren die eingemauerten Roßtrappensteine verwittert oder kamen sie bei einem Kirchenneubau in Fortfall, so ersetzte man sie durch eiserne Hufeisen, und Frau Sage blieb dann nicht müßig.

Ein Schwedenoberst will das Städtchen Wittingen schonen, wenn er dreimal um die Kirche herumreitet und sein Pferd dabei im Trabe ein Hufeisen verliert. Das geschieht, und daher rührt das Hufeisen an der Kirche (Weichelt, Hannov. Gesch. u. Sagen I, 1878, 144).

Die Stadt Thann wurde 1632 von den Schweden eingenommen, und die Bewohner flüchteten zumeist ins Münster. Als sie daraus vertrieben werden sollten, bewirkt der hl. Theobald, daß den schwedischen Pferden die Hufeisen abfallen, so daß die Feinde sich bestürzt zurückziehen. Zur Erinnerung an dies Wunder nagelte man eine Anzahl Hufeisen an die Tür des Münsters, wo sie noch 1833 zu sehen gewesen sein sollen (Stöber, Sagen des Elsasses, Nr. 32).

An die Kirchtür zu Heilsberg in Thüringen (Witzschel, Sagen aus Thüringen I, Nr. 22) ist ein großes Hufeisen angenagelt, und es geht die Sage, daß es vom Pferde des Bonifazius stamme.

Eine Parallele aus Franken berichtet J. Ruttor in Wolfs Ztschr. f. d. Myth. III/67, aus Schwaben E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Bräuche aus Schwaben, I/327. R. Haupt berichtet in den Bau- und Kunstdenkm. von Schlesw.-Holst. I (1887) 475 über die Lambertikirche zu Mildstedt im Kreise Husum: „An der Nordostecke ist eine hübsche Platte, angeblich Terrakotta, mit Palmenornament, vielleicht von einem Kämpfergesims stammend, vom Volke für ein Hufeisen gehalten, daher die ‚Restauration' südlich, wo ein gleiches Stück saß, echte Hufeisen zum Ersatz angebracht hat."

Einen hübschen Beleg liefert noch die Tabener St. Michaels-Kapelle an der Saar. Ein Ritter, von Feinden verfolgt, kam auf diese Felsenhöhe und konnte nicht weiter. „In seiner Not rief er den hl. Michael um Hilfe an und gelobte, wenn er mit dem Leben davonkomme, ihm auf diesem Felsen eine Kapelle bauen zu lassen. Da sah er plötzlich den himmlischen Heerführer, der mit der rechten Hand nach dem Abgrund zeigte. Fest auf dessen Hilfe vertrauend, gab er seinem sich sträubenden Roß die Sporen und sprang mit ihm den hohen Fels hinab, bis in die Saar. Weder ihm noch dem Tiere war ein Schaden geschehen, er war in doppelter Weise dem sicheren Tode entgangen. Zum Dank ließ er bald die versprochene Kapelle erbauen und trat später als Mönch in die Benediktinerabtei zu Mettlach. Noch jetzt zeigt man auf der äußersten Felsenkante die Eindrücke von den Pferdehufen (N. Ritzler, Sagen aus d. Moselland. Ztschr. d. Vereins f. rhein.-westf. Volkskunde, 12, 1915, 193). Hier hat man offenbar die Einmeißelungen auf dem gewachsenen Fels lassen müssen.

Es ist ja klar, daß das Christentum hiermit den Heiden den Übergang erleichtern, die *neue Kultstätte zu der alten in Beziehung setzen wollte*. Man darf also nicht sagen, daß man die Hufeisen um ihrer glückbringenden oder unheilabwehrenden Kraft willen an der Kirche anbrachte — denn wozu bedarf die Kirche noch apotropäischer (unheil-, zauberabwehrender) Mittel? — vielmehr ging die Entwicklung den umgekehrten Weg. Was sich an der Kirche befand, konnte dem einfachen Bauernhause nicht schaden, und da man nicht immer einen ganzen Roßtrappenstein zur Verfügung hatte, so half man sich mit dem Hufeisen selbst. Freilich mußte es ein besonderes

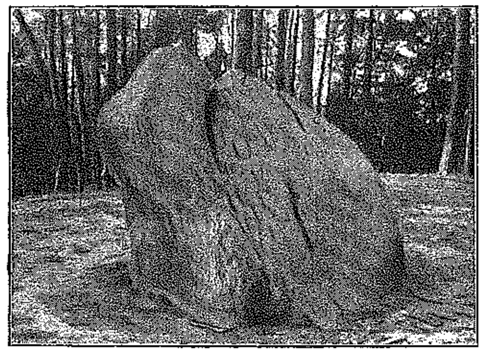
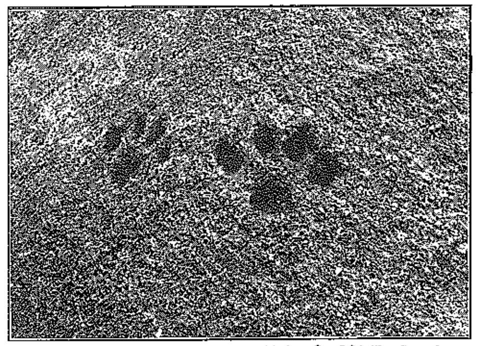


Abb. 3. Die *jetzige* Lage des Karlsteines ist nicht ursprünglich, wie uns Herr Ißleib mitteilt. Der Stein ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von links nach rechts übergekippt. Die linke Seite ist einst die Grundfläche gewesen. In der ursprünglichen Stellung lagen also die Trappen in der Waagerechten, und die offenen Seiten der Hufeisen zeigten nach außen vom Stein weg. Auf der Abbildung sind sie leider nur undeutlich zu sehen.

Aufn. H. Ißleib, Hamburg



Aufn. J. Ißleib, Hamburg

Abb. 4. Neben den „Hufeisen" befinden sich auch „Wolfsklauen" an dem alten sagenumwobenen Karlstein. Sie haben vielleicht Veranlassung zur zweiten Sage gegeben, die Wächter berichtet: „Nach einer Erzählung in Prosa (Quelle?) hat sich die Begebenheit noch etwas anders, aber nicht minder wunderbar, zugetragen. — Karl läßt, nachdem er in der Gegend von Buxtehude von den Sachsen geschlagen worden ist, sein Heer zwischen dem sogenannten Ratsholze und dem Stuvenwalde ein Lager beziehen, steigt auf einen benachbarten Berg, um die Gegend zu überschauen, und verfällt, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, in einen tiefen Schlaf, nachdem er zuvor bei Todesstrafe verboten, ihn zu wecken. Mittlerweile aber rückt das Heer der Sachsen in dem Tale von Buxtehude nach, um den Kaiser weiter zu verfolgen. — Die Gefahr wird immer größer, die Notwendigkeit, den schlafenden Kaiser zu wecken, immer dringender; niemand indessen, eingedenk des strengen Verbots, wagt es, dies zu tun. Da verfällt einer von den Beratenden auf den Gedanken, seinen treuen Hund auf ihn zu werfen und ihn so zu wecken. — Der erwachende Kaiser zürnt, fragt nach dem Übertreter des Verbots, und als man ihm erzählt, daß sein Hund beim Verfolgen eines vorbeispringenden Wildes auf ihn gesprungen sei, *erschlägt er* zwar, *um sein gegebenes Wort zu lösen, den Hund*, wird aber auch zugleich die heranziehenden Sachsen gewahr und so von der Gefahr in Kenntnis gesetzt. Voll Zornes schwört er nun, so gewiß er mit seinem Rosse über den Stein setzen und ihn mit seinem Schwerte zerspalten wolle, ebenso gewiß werde er auch mit Gottes Hilfe und zu dessen Ehre die Sachsen schlagen und vernichten."

sein, am besten ein gefundenes oder geschenktes. So erklärt sich zwanglos die Vorstellung vom glückbringenden Hufeisen. Es ist ein verhältnismäßig junger Aberglaube.

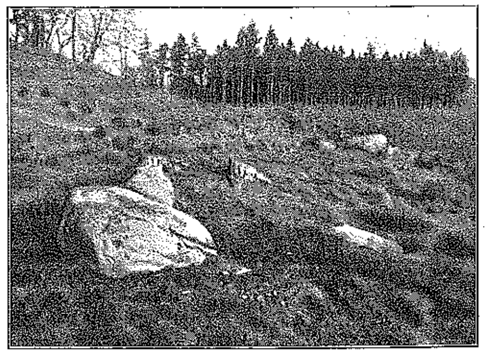
Was bisher an Erklärungen hierfür (ohne die hier versuchten) vorgebracht ist, findet man jetzt in bequemer Zusammenstellung im „*Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*" unter „Hufeisen", bearbeitet von Freudenthal. Zumeist bewegen sie sich in den allgemeinen Erwägungen, daß Eisen geisterbannende Kraft hat, oder daß vornehmlich gefundene Dinge abergläubischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Dies aber wie anderes, was man von der Kreisform des Hufeisens, von Schuhaberglauben usw. herbeibringen kann, ist auch nach Freudenthals Ansicht nur sekundär und zur Erklärung nicht hinreichend. Ausschlaggebend scheint nach allgemeinem Urteil zu sein, daß das Hufeisen von einem Pferde stammt und geradezu als pars pro toto (ein Teil für das Ganze) Stellvertreter des ganzen Rosses ist. Die kultische Bedeutung des Pferdes ist ja erwiesen: man denke an die heiligen Rosse von Lopshorn (Teudt, Germ. Heiligtümer), an die pferdeköpfigen Giebelzieren an niederdeutschen Bauernhäusern (vgl. auch Germanien 2. Folge 1930/1, S. 122 fg.). Dies lasse ich gelten dafür, daß der niederdeutsche Bauer in unterbewußter Erinnerung an das germanische Pferdeopfer noch jetzt sagt: „Perdtkop in Deel gift Glück in Hus" (Hoops, Reallex. d. germ. Altert. II, S. 476) und einen Schädel unter der Tenne vergräbt; das ist wirklich pars pro toto. Das Hufeisen ist jedoch selbst nur ein Akzidens (etwas Beigefügtes). Auch würde dann der Aberglaube wohl hauptsächlich niederdeutsch sein, während er in Wirklichkeit, wie auch die oben erwähnten Sagen, über ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitet ist. Ist nicht auch beachtlich, daß Hufeisen — soviel mir bekannt — nie vergraben werden wie der Pferdekopf oder gelegentlich der Pferdeschenkel, sondern daß man sie stets an der Wand aufhängt, allenfalls auf die Schwelle nagelt?

Doch nach dieser Abschweifung zurück nach Bergkirchen. Es ist ja schade, daß dort eine Roßtrappe heutzutage nicht mehr nachweisbar ist; daß aber dort ein solches Zeichen gewesen ist, in der Kirche vermauert oder ganz in ihrer Nähe, darf wohl ohne Zweifel angenommen werden. Schweigt der archäologische Befund, so müssen wir uns an andere Überlieferungen halten, und ich glaube wenigstens noch eine Stütze beibringen zu können.

Es gibt ja mehrere Sagenformen über Wittekinds Bekehrung, die man bei J. Dettmer, „Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage" (Würzburg 1879) zusammengestellt findet[1]. Dort liest man u. a. auch diese: „Einsam und verlassen suchte einst Widukind, in tiefes Nachdenken versunken, die Stille der Berge und das Dunkel der Wälder auf. Da begegnete ihm an der Stelle, wo jetzt Bergkirchen liegt, in tiefem Waldesdunkel ein ehrwürdiger Priestergreis und sprach zu ihm, er solle dem heidnischen Götzendienst absagen und glauben an den Gott der Christen. „Mache", sprach da Widukind, „daß Wasser springe aus diesem Felsen, so will ich die Taufe annehmen". Und siehe! das Roß bäumte sich empor, schlug mit dem Hufe an den Felsen, und ein Wasserstrahl rauschte aus dem Gestein hervor in Gestalt eines Hufeisens. Da stieg der Held vom Roß und betete und ließ sich taufen von dem Priester und bauete nach der Hand eine Kirche an den heiligen Ort; der hieß dann Bergkirchen. Und der Born darunter quillt noch heute und heißt der Wittekindsborn." (Vgl. Abb. 1.)

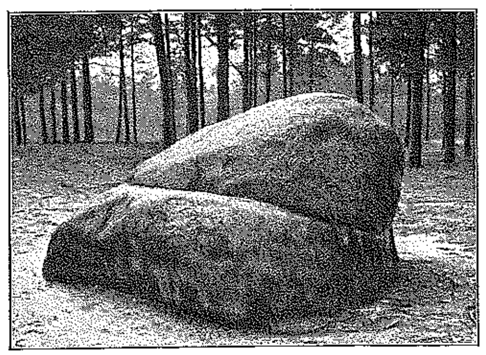
Was der Sinn der noch jetzt vielerorts vorhandenen Roßtrappen und hufeisenförmigen Einmeißelungen war, ist — wie gerade die Leser dieser Zeitschrift wissen — eine bislang ungeklärte Frage. Daß sie mit dem Kult in Verbindung stehen, ist unbestreitbar. Auch mit dem Pferd, d. h. dem Roßhuf, nicht dem Hufeisen, mögen sie zusammenhängen. Wichtig ist wohl ihre enge Verbundenheit mit Quellen oder überhaupt mit Wasser. Man wird aber vorsichtig sein müssen, sie zu sehr in der höheren Mythologie zu verankern, vielleicht, daß sie hier bereits ein längst überkommenes Erbgut darstellen. Bildmaterial und Beschreibung der Roßtrappensteine sind zu dürftig, als daß sich überall ein klares Bild gewinnen ließe. Gleich einer der bedeutendsten, das sei hier zum Schluß noch erwähnt, der Karlstein bei Rosengarten in der Nähe von Harburg (abgeb.

[1] Vgl. R. Kohl, „Die Sagen von Wittekinds Bekehrung." Teutoburger Wald und Weserbergland VI (1932) Heft 6.



Aufn. H. Ißleib, Hamburg

Abb. 5. An der Südseite der herrlich gelegenen Anhöhe, auf der oben der Karlstein aufragt, ist ein Geländevorsprung, auf dem eine Anzahl größerer Findlinge liegen. Diese Stätte dürfte mit derjenigen auf dem Gipfel in Verbindung gestanden haben. Südlich vom Karlstein entspringt die „Karlsquelle", von der heute noch ein etwa mannshoher Wall nach Süden verläuft. In der weiteren Umgebung des Karlsteines befinden sich (nach Mitteilung von Herrn Ißleib) im Gelände größere Flächen mit den bekannten Grubenvertiefungen (Mardellen).



Aufn. H. Ißleib, Hamburg

Abb. 6. Der Bickelstein in der einsamen Bickelsteiner Heide nördl. Gifhorn. Er gehört ebenfalls zu den Hufeisensteinen. Der schon zu Abb. 2 erwähnte Wächter berichtet über ihn: „Zur Zeit des 30jährigen Krieges soll sich bei demselben eine ähnliche Geschichte mit einem schwedischen Generale, wie beim Karlsteine mit Karl d. Gr., zugetragen haben, nur mit dem Unterschiede, daß der Schwede nach Anblick des feindlichen Heeres an dem Siege verzweifelt und gesagt haben soll, ebensowenig wie sein Schwert oder das Hufeisen seines Pferdes in den Stein eindringen können, ebensowenig sei der Sieg möglich. Nichtsdestoweniger sei doch beides geschehen und der Sieg auf seiner Seite geblieben."

bei Chr. Petersen, Hufeisen und Roßtrappensteine in ihrer mythologischen Bedeutung. Kiel 1865), zeigt vier hufeisenförmige Einmeißelungen, die, zwei und zwei, mit den geschlossenen Seiten einander zugekehrt sind, ein klarer Beweis dafür, daß der Hersteller nicht an die vier Hufe eines Pferdes gedacht hat. (Vgl. Abb. 2—5.) Die Sage sucht sich daher zu helfen: Karl schwört — so gewiß er mit seinem Roß hin und zurück über den Stein setzen werde usw.

Aus solcher Anordnung der Zeichen erklärt sich vielleicht das so häufig vorkommende Sagenmotiv von den verkehrt aufgeschlagenen Hufeisen. (Vgl. auch Abb. 6—8.)

Nachwort der Schriftleitung. Wir haben der Arbeit Kohls gern Raum gegeben, einmal wegen der sorgfältigen Zusammenstellung verwandter Sagen, dann aber auch deswegen, weil dieser Sagenzusammenhang auf das deutlichste zeigt, wie die Denkmälerforschung Herman Wirths es ermöglicht, über Grenzen hinaus vorzustoßen, die zu überschreiten vorher nicht möglich war. Zum Beweise dafür stelle ich, ohne einer umfassenderen Untersuchung vorzugreifen, aus Wirths Heil. Urschrift eine Anzahl einschlägiger Sätze zusammen.

Kohl hat unserer Meinung nach richtig gesehen, daß wir auszugehen haben „von der Ursache einer nicht ohne weiteres deutbaren Merkwürdigkeit", dem Huf(eisen)zeichen im Stein, der Roßtrappe, und hat mehrfach betont, daß deren enge Verbindung mit Quellen oder überhaupt mit Wasser wichtig ist.

Wirth[1]) hat den ursprünglichen Sinn des Zeichens ∩ erschlossen: es ist zunächst ein Abbild, das Ideogramm (die schriftl. Darstellung von etwas, was durch Beobachtung und Denken erkannt ist) des kleinsten Sonnenlaufbogens im Jahre, also zur Wintersonnenwende, d. h. die kleinste Windung im Schema des Sonnenlaufbogenjahres (S. 259).

∩ ist aber zugleich ein Sinnbild, dem ein bestimmtes Welterleben zu Grunde liegt: Der Umlauf des Jahres beruht auf dem Umlauf der Sonne, welche die stoffliche Offenbarung des Gottessohnes als Licht, Feuer und Wärme, aber nicht Er selbst ist. Wie der Gottessohn jährlich sterben muß, eingeht in die Dunkelheit, in die Mutternacht des Jahres, kosmisch geschaut in den Mutterschoß der Erde, der umschlossen wird von dem Weltenkreismeer, dem Mutterwasser, um wiedergeboren zu werden, wieder aufzuerstehen — also geht der Mensch aus dem Mutterschoß der Erde, wie aus dem Mutterleib und dem Mutterwasser bei seiner Geburt, seiner Wiedergeburt wieder hervor. Dies alles ist ein kosmisches Gleichnis: Die menschliche Geburt aus dem Mutterschoß ist ein Gleichnis der Wintersonnenwende, der Mutternacht des Jahres, wie die Wintersonnenwende ein immer wiederkehrendes Gleichnis der Weltschöpfung ist, der Urnacht über dem Urwasser, des „Es werde Licht" (S. 16).

Der vorwintersonnenwendliche Heilbringer und Gottessohn senkt sich gen Winternacht, die Mitter- und Mutternacht des Jahres, in den Mutterschoß der Erde, das „Ur", um nachwintersonnenwendlich wiedergeboren aus dem ∩ wieder aufzuerstehen (Germanien 1933, S. 10)[2].

Aus diesem Welterleben heraus kann ∩ jeweils allgemeinere und besondere Bedeutung annehmen. Es ist das Sinnbild des Mutterleibes, der „Mutterhöhle", in der sich das wiedergeborene Licht = Leben befindet (S. 283).

[1] Die wichtigsten Ausführungen finden sich im Hauptstück 9 der „Heiligen Urschrift der Menschheit", überschrieben „Das Ur". In diesen Ausführungen beziehen sich Seitenzahlen ohne Zusatz auf die „Heilige Urschrift".

[2] Der „Hufeisen"-Fuß wird im Mittelalter das Sinnbild des Satans, es ist eigentlich das Sinnbild des Gottessohnes in der Unterwelt (S. 273).

Es ist zugleich Ende und Anfang (S. 264). Es ist das Zeichen für das Wasser als Lebensborn, für Wasser und Quelle. Es wird begreiflich, daß das ∩ das heiligste Zeichen der nordatlantischen Sakralschrift ist, in dem ∩ vollzieht sich das größte Mysterium, die „Werdung" (S. 265). Dieser nordatlantischen Menschheit ist ein heiliges Gleichnis der Jahres- und Lichtwerdung aus dem „Ur" das ewig erneute Geheimnis der Lebenswerdung, das „Hervorgehen am Tage", aus der „Höhle", dem Mutterleib (S. 266). So können denn auch im Zeitalter der Riesensteingräber die Kultsteine die Bitte an die Mutter Erde um neuen Licht- oder Lebenssegen Gottes, neues Wachstum in der Sippe wie auf dem Acker tragen. ∩ ist das Heilszeichen der Sippen und Geschlechter aus den Völkern der Nordlandsrasse, wohin sie sich wandten (S. 287). So ist die Verbreitung des Zeichens durch Nieder- und Oberdeutschland und über die Grenzen hinaus begreiflich: auf den dauernden Steinen, da die Ackerkrume das Zeichen nicht bewahrt, und neben den Quellen[1].

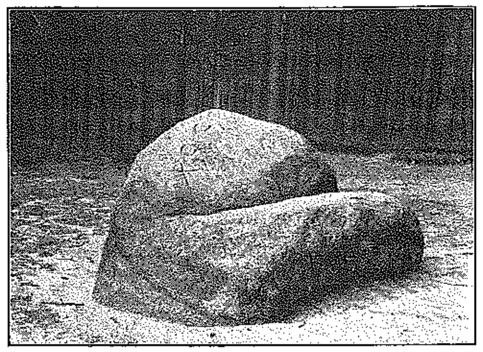
Aus der Gesamtbedeutung des Zeichens heraus ist es verständlich, daß die „Roßtrappe" sich neben Quellen findet, ein Sinnbild, das eine doppelte Beziehung hat: zur Mutter Erde und zum lebensweckenden Wasser[2].

Die germanische Volksüberlieferung, die bis an die Gegenwart reicht, hat das ∩-Zeichen auf den Mutter- oder Wendesteinen gedeutet als den „Huf"-Abdruck des Rosses eines Helden oder Heiligen — was leicht geschehen konnte, da seit der Bronzezeit der Held, der Führer, sicher beritten ist —, der an die Stelle des Lichtgottes (vgl. insbesondere die obenerwähnte Baldersage) und Heilbringers der Vorzeit getreten ist, und dieser Hufschlag läßt dann auch häufig eine Quelle entspringen. Es wird also eine begründete Verknüpfung hergestellt, ein Nacheinander, das an Stelle des gleichwertigen Nebeneinanders getreten ist.

Um das Auftreten des **Rosses** in diesen Sagen zu erklären, kann man sich also damit begnügen, eine Weiterdeutung anzunehmen, einen Vorgang, der den volksetymologischen Sprachdeutungen gleichzusetzen ist. Man könnte aber auch daran denken, daß in den Fällen, in denen das Zeichen ∩ an Ort und Stelle mit Wasser verbunden auftritt (Baldersbränd, Gudensberg), die Einführung des Rosses noch durch einen beson-

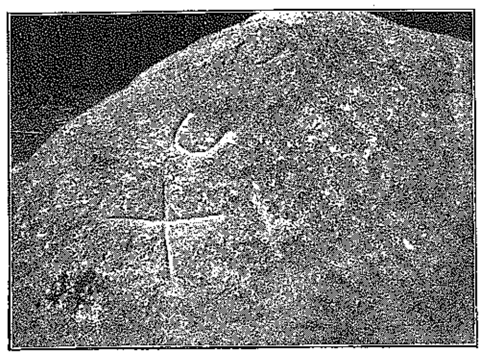
[1] ∩ kommt von seiner ursprünglichen Bedeutung auch dahin, ein bestimmtes **Monatszeichen** zu werden: es bezeichnet den wintersonnwendlichen Monat. Da die Runenreihen ursprünglich nichts anderes sind als eine Folge der Monatszeichen, so ist ∩ auch die letzte **Rune** der „kurzen Runenreihe" (vgl. Taf. 68 der „Urschrift").

[2] Es wird nun auch verständlich, daß aus dem sprachlichen Ausdruck für ∩ sich zwei Bedeutungsreihen entwickeln konnten: für „Wasser" und für „Höhle". Die Aufzählung im einzelnen kann hier unterbleiben vgl. S. 263.



Aufn. H. Ißleib, Hamburg

Abb. 7. Nach Wächter hat der Bickelstein auf der westlichen Seite 7 Kreuze und 1 Hufeisen, auf der östlichen 3 Hufeisen.



Aufn. H. Ißleib, Hamburg

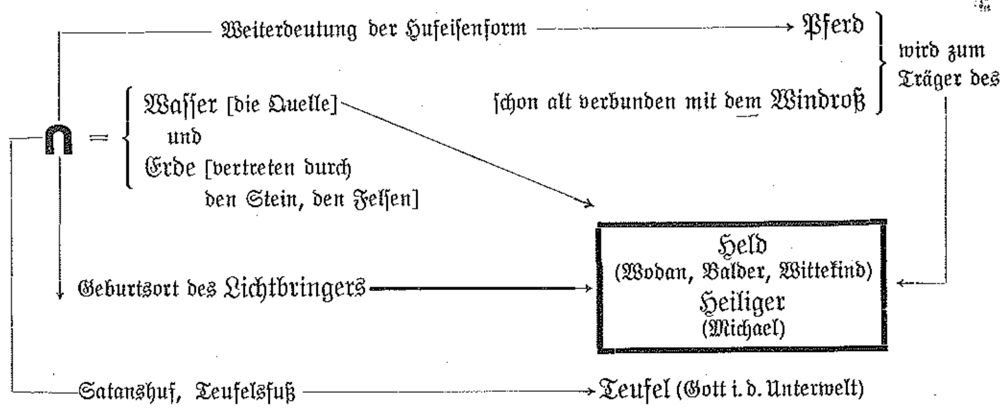
Abb. 8. Roßtrappen und Kreuzzeichen auf dem Bickelstein.

deren Umstand begünstigt worden ist. Zwischen „Wasser" und „Roß" besteht nämlich noch eine Verbindung, die außerhalb des Zeichens ∩ liegt.

Als Atem Gottes, der über den Wassern dahinfährt (wie es die altindische Überlieferung noch ausdrücklich sagt), ist das Roß, das windschnelle, windschnaubende, eng mit dem Wasser verbunden. Die Überlieferung der kosmischen Kultsymbolik in der Antike weist diese Verbindung noch deutlich auf: die über die Meereswellen dahereilenden Windrosse waren von altersher dem Poseidon, dem Gott in den Wassern, als Gespann gegeben (vgl. a. die Arbeit von **Huth** „Das Roßsymbol und der totenkultische Charakter der Rennspiele", Germanien 2. F., S. 122), wie auf den griechischen Vasenbildern die Rosse, welche den Sonnenwagen des Helios ziehen, aus dem Wasser hervorsteigen[1].

Die Verbindung **Wasser und Roß** wird außer durch die Mythen aber auch noch schriftgeschichtlich durch die germanische Runenschrift überliefert. Die 19. Rune der langen Runenreihe M heißt angelsächsisch „eh", und das bedeutet „Roß". In einer Handschrift aus dem 10. Jahrhundert, die aus dem Kloster Brunnweiler bei Köln stammt und sich heute im Vatikan befindet, wird aber eben dieselbe M-Rune „lágo" = Wasser, See (hochd. Lache) genannt. Auf die anderen Belege für den Zusammenhang, die Wirth Seite 74/75 bringt, müssen wir hier verzichten. Es sollte hier nur auf die Möglichkeit hingewiesen werden, wie das Roß, das Wasserroß, das Windroß in die mittelalterliche Überlieferung auf einem zweiten Wege eindringen konnte, worauf es dann mit dem Helden verbunden wurde[2].

Wollte man versuchen, den gesamten Sagenzusammenhang in einem Aufriß darzustellen, so ergäbe sich etwa folgendes Bild:



Kohl bedauert mit Recht, daß Roßtrappensteine so wenig bekannt seien. Zweifellos gibt es aber noch Denkmäler, die irgendwo versteckt sind. Wir bitten deshalb darum, verwandte Sagen und Bilder von „Hufeisensteinen" der Schriftleitung einzusenden[3].

[1] Aus diesem Zusammenhang erklärt Wirth die eigenartig gleichen Lautverhältnisse, wie sie sich (neben anderen Belegen) finden in lat. ‚aqua' = Wasser und lat. ‚equus' = Pferd, got. ‚ahva', altsächs. ‚aha' = Wasser und altsächs. ‚ehu' = Roß.

[2] Wenn nun auf einer ∩-Stätte eine **Michaelskapelle** geweiht wird, so darf angenommen werden, daß schon vorchristlich die ∩-Symbolik nicht mehr voll verstanden wurde: an die Stelle des Lichtbringers ist Wodan mit seinem Windrosse getreten.

[3] Die von **Kohl** erwähnte Sagenform der feindlichen Brüder, die so lange voneinander getrennt waren, daß der eine den andern nicht kannte, zeigt das Sonnenwendenmotiv. Es ist besonders aufschlußreich, wie aus ein und derselben Grundlage zwar der Form nach verschiedene, aber innerlich verwandte Sagen sich entwickeln können. Man darf also schon annehmen, daß sich in Bergkirchen eine bedeutsame ∩-Kultstätte befunden hat. — Hinweisen möchten wir hier noch darauf, daß Wirth selber eine Wittekind-Sage deutet (S. 235), die vom Schäfer in der Babilonie (**Zaunert**, Westfl. Sagen, S. 70).

Der Kreuzstein über der Kryptatür im Dom zu Merseburg[1]

Von Dr. Burkhard v. Bonin, Potsdam

Für den Freund des vorchristlichen germanischen Glaubenslebens ist die Stadt *Merseburg* von außerordentlichem Werte, da sie dicht nebeneinander mehrere Stätten aufweist, die wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit der Gottesverehrung gewidmet waren, die Altenburg und den Dom.

Eine nähere Beschreibung der *Krypta* dieses Domes erübrigt sich an dieser Stelle. Ich muß jedoch gestehen, daß von allen Krypten, die ich je gesehen habe, diese den stärksten Eindruck auf mich gemacht hat. Nur durch ein kleines Fenster fällt von Osten her ein schwaches Licht auf den davorstehenden einfachen, nur durch einen romanischen Bogenfries verzierten Sandsteinaltar und in den niedrigen, von zweimal drei dicken Säulen getragenen Raum.

An der Westwand der Krypta nun, dem Altare gerade gegenüber, öffnete sich ein schmaler Gang, der jetzt allerdings nach wenigen Schritten schon zugemauert ist. Der „Führer durch Merseburg und Umgegend" (bearbeitet von G. Pretzien, Verlag der Merseburger Druck- und Verlagsanstalt L. Baltz) belehrt uns auf S. 31, daß dieser Gang zu der Stätte führe, wo die Gebeine des auf päffisches Anstiften zum Eidbrecher und Thronprätendenten gewordenen Herzogs Rudolf von Schwaben ruhen, der in der Schlacht bei Hohenmölsen 1080 die dem Kaiser gegenüber meineidig gewordene Hand und das Leben verlor. Ich mußte also schon nach wenigen Schritten wieder Kehrt machen und mich zur Krypta zurückwenden. Da — wer beschreibt mein Erstaunen? — fällt mein Auge auf den Türsturz über der Öffnung, die vom Gange in die Krypta führt: während der gesamte Raum sonst keinerlei nennenswerten Zierrat aufweist, findet sich ausgerechnet an dieser Stelle *ein Kreuzstein* — doch vor dem Kreuze ist *die Schwurhand* emporgereckt! — eine rechte Hand, Gold- und kleiner Finger eingeschlagen, die anderen drei Finger emporgestreckt, wie auf unseren 5-Reichsmarkstücken. Unwillkürlich durchzuckte mich sofort der Gedanke an jene Meineidshand Rudolfs von Schwaben — wird doch sogar noch heutigen Tages eine eingetrocknete abgehauene Hand im Dome aufbewahrt und als diese Hand ausgegeben — obgleich sie mehr einer Frauenhand als der Hand eines deutschen Kriegsmannes des 11. Jahrhunderts gleicht und ausgesprochen weichlichen Charakter zeigt. — Der Kreuzstein hat dieselbe Grundform wie der Stein in Elze (auf Tafel 7 der Beilage zu Heft 5/6, „Germanien" 3. F.), doch ist der kreisförmige Hintergrund muschelartig ausgestaltet, das Kreuz selber wird zum größten Teile durch die Schwurhand verdeckt. Gehalten wird der Stein dadurch, daß sich von rechts und links je ein anderer Stein balkenartig in die Ecke hineinschiebt, die der Fuß des Steines mit dem Kreise bildet. Das den Kreis im übrigen umgebende Mauerwerk ist verputzt. Auf dem Putze war bogenförmig als Malerei eine Inschrift angebracht, die nach den Formen der Buchstaben wohl aus dem 11. Jahrhundert stammen könnte — doch will ich hierüber keine festen Behauptungen aufstellen, da die Kürze der Zeit und die Dürftigkeit der Lichtverhältnisse mir eine genauere Untersuchung nicht gestattete, zumal da die Inschrift nur noch sehr fragmentarisch vorhanden ist[2].

[1] Der Verfasser weist selbst darauf hin, daß noch manches in seinen Ausführungen näher nachgeprüft werden muß. Die Frage nach dem Ursprung der Krypta überhaupt ist es wert, recht sorgfältig untersucht zu werden. Die übliche Herleitung aus den römischen Katakomben befriedigt nicht. Wir möchten nach mancherlei Zeichen annehmen, daß es in Deutschland einen „Kult in der Höhle" gegeben hat, von dem mindestens noch bis zum Beginn der Christianisierung Spuren vorhanden gewesen sind. Schriftleitung.

[2] Vgl. die Abb. des Radkreuzes mit Hand über einer Kirchentür in Linz! Germanien 2. Folge, S. 146.

So mancherlei Umstände aber sind es, die mir bedeutsam genug erscheinen, ihm trotz dieser Mängel meines Berichtes diesen besonderen Aufsatz zu widmen. An erster Stelle ist es der Platz, an dem er sich befindet. Nach den urkundlichen Angaben soll der Bau des Domes im Jahre 1015 begonnen worden sein. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß manche Teile tatsächlich noch älter seien — insbesondere die Krypta, die ja für rein christliche gottesdienstliche Zwecke keinen Sinn hatte, wenn man ihn ihr auch künstlich gab. Als spätesten Zeitpunkt für die Anlegung der Krypta müssen wir aber jedenfalls die Zeit um 1015 ansehen, also etwa 2 Menschenalter vor dem Tode des oben erwähnten Eidbrechers. Dadurch wird die Annahme erschwert, man habe den Stein etwa gerade mit Rücksicht auf die Beisetzung Rudolfs von Schwaben eingefügt. Gegen eine solche Annahme spricht aber noch vor allem, daß sich der Bischof durch die Aufnahme des Leichnams in die Kirche ja gerade auf die Seite dieses Herzogs stellte, also doch unmöglich zu seiner Schande oder zur Sühnung seines Eidbruches einen solchen Stein über den Eingang zur Krypta eingefügt hätte, so daß die „Seele" Rudolfs jedesmal, wenn sie an der Messe in der Krypta hätte teilnehmen wollen, beim Durchschreiten der Tür an seine Schandtat erinnert worden wäre — denn in den Augen des Bischofs war sein Eidbruch ja keine Schandtat! Aus dem gleichen psychologischen Gesichtspunkte kann ich auch nicht vermuten, daß der Stein etwa noch später aus einem derartigen Gedankengange heraus eingefügt worden sei.

War der Kreuzstein aber schon vor dem Tode Rudolfs von Schwaben an dieser Stelle, so zwingt die aufgereckte Schwurhand zu weitgehenden Folgerungen. Denn in solchem Falle deutet sie unzweifelhaft darauf hin, daß der dahinter liegende Raum, also die *Krypta, gerichtlichen* Zwecken diene. Dies stimmt durchaus mit dem überein, was Precht in seinem Aufsatze über die „Kreuzsteine" ausgeführt hat — nur daß sich hier noch mehr Richtungsweiser für die Forschung ergeben. Die Krypta wird nunmehr als die Stätte der bischöflichen Gerichtsbarkeit gekennzeichnet. Ihr geheimnisvolles Dunkel und die Beschränktheit ihres Raumes lassen erkennen, daß sich diese Gerichtsbarkeit nicht — wie die der weltlichen Großen — in freier Offenheit abspielte, so daß jedermann nachprüfen konnte, ob Recht oder Unrecht gesprochen sei. Nein, hier handelt es sich um ein eigenmächtiges, geheimnisvolles Verfahren, das in gleicher Weise das Licht der Öffentlichkeit scheute, wie die demnächstige kirchliche „Inquisition" und wie das, was wir heutzutage unter „Feme" zu verstehen pflegen. In der mittelalterlichen Feme freilich gab es verschiedene Richtungen: das Gericht derjenigen Freigrafen, die in altgermanischer Weise unter der Linde tagten, hatte mit den Sitzungen in dieser Krypta nichts gemein — wohl aber die Feme, die sich in dunkle Räume verkroch und selbst die Personen der Richter geheimnisvoll verhüllte. Alsbald aber regt sich in uns die Frage: Sollte nicht auch dieses geheimnisvolle Richten bereits altgermanisch gewesen sein? Haben wir nicht auch bei ihnen bereits eine priesterliche Gerichtsbarkeit? Sollten nicht auch insoweit schon bei ihnen so mancherlei Unterschiede bei den verschiedenen Stämmen obgewaltet haben? — All diese Fragen ergeben sich zwangsläufig, wenn auch der vorhandene Tatsachenstoff noch nicht ausreicht, sie mit Sicherheit zu beantworten.

Nun mag man einwerfen wollen: all dieses scheitert ja daran, daß jene Tür nur von dem Gange zur Grabstätte Rudolfs von Schwaben herkommt, der Stein muß also doch wohl nur eine Beziehung zu diesem gehabt haben! — Das ließe sich hören, wenn — es stets so gewesen wäre! Gehen wir aber der Baugeschichte des Domes nach, so erfahren wir, daß es ursprünglich keineswegs so gewesen war, daß eben jene Tür vielmehr in ältester Zeit den *einzigen Zugang* zur Krypta bildete und daß in den davor liegenden Gang ursprünglich die seitlichen Stiegen mündeten, die den Zugang zu ihr vermittelten; von ihm ging es dann links zur Grabstätte des eidbrüchigen Herzogs und rechts in die Krypta. Auch dieser Umstand bestätigt also, daß zwischen dem Eidbruche des „Pfaf-

senkönigs“ und dem Kreuzsteine mit der Schwurhand kein Zusammenhang bestanden haben kann. Deshalb kennzeichnet sich gerade dieser Kreuzstein ganz unzweideutig als das Zeichen der Gerichtsstätte [1].

Nachschrift: Bezüglich des Kreuzsteines in der Krypta habe ich noch ermittelt, daß sich eine Abbildung nicht einmal bei Otte, „Beschreibung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen“ findet. Erwähnt ist er in der Schrift von Rademacher „Der Dom zu Merseburg“ S. 62. Rademacher hält die Hand für eine segnende Hand Gottes, indem er davon ausgeht, daß es sich um byzantinischen Einfluß handle, weil der byzantinische Gruß in dieser Form vorgenommen sei. Diese Anlehnung ist nicht notwendig, da unbestritten die germanische Eidesform ebendieselbe Fingerstellung mit sich brachte; es ist m. E. unnötig, eine byzantinische Auslegung für ein in Merseburg befindliches Denkmal zu suchen, wenn ohne weiteres auch eine germanische möglich ist. Es wird dabei auch völlig außer acht gelassen, daß die Besonderheiten der byzantinischen Kultur gegenüber der klassischen zum großen Teil darauf beruhen, daß schon ziemlich bald nach der Wende der Zeitrechnung eine starke germanische Einwanderung — und zwar besonders in den führenden Stellen — einsetzte. Wir haben in Byzanz nicht nur zahlreiche höchste Beamte, welche nachweislich Germanen waren, sondern auch manche Kaiser und Kaiserinnen waren Germanen. Wenn tatsächlich also die Handhaltung in der Form der germanischen Schwurfingerhaltung in Byzanz zum Ausdrucke des Segnens verwendet worden sein sollte, so könnte das nur als eine von den zahlreichen Beinflussungen der byzantinischen Kultur durch die allmählich eindringenden Goten aufgefaßt werden — genau so, wie sich dieser Einfluß der Goten in Byzanz ja auch im Bauwesen und vielem anderen bemerkbar machte.

[1] In diesem Zusammenhange sei hingewiesen auf die Ausführungen, die Jellinghaus (Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. Osnabrück 1923³) unter dem Stichwort „Dom“ gibt. Er ist der Meinung, daß eine Anzahl Ortsnamen dieses Grundwort (dom, tuom, judicium) im Sinne von Gerichtsort enthalten, „wie denn altnordisch domr „en ting of saerdeles vaerdn“ war.“ Unter den angeführten Namen spielt Minden eine besondere Rolle: „Mimthum, episcopus Mimidomensis 895, Mimida 852. Da die Etymologie, welche den Dom als lat. domus erklärt auf sehr schwachen Füßen stehr, das französische cathédrale auf den Richtersitz des Bischofs deutet, wie denn ja auch das Mittelniederdeutsche das Wort Dom kaum besitzt, so ist unser hochdeutsches Dom ebenfalls von dôm, judicium hergenommen und bedeutet Gerichtsstuhl. Zu Minden wäre dann an die Stelle eines Mime-Gerichtes ein Bischofssitz gegründet. Betreffs Mime ist auf den Schmied Mime in der späteren Sage kein Gewicht zu legen. Gotisch mimz ist griech. Kreas [Fleisch], wie got. mammo f. griech. „sarx“ [Fleisch] ist. Also Erdgericht ... Höfe wie Domshof, die Dombrede beziehen sich natürlich auf Dombesitz.

„Es gehen unsere Philosophie und Wissenschaft von den wieder offenbar gewordenen Grundwerten des deutschen Menschen aus, um ihren höchsten Rang in der Idee und Wirklichkeit des neuen Reiches zu gewinnen. Die entscheidende Voraussetzung ist die Erkenntnis, daß Wissenschaft und Leben von der Wurzel her vereinigt sind und nur von dort aus verstanden und gestaltet werden können. Die Philosophie und entsprechend die Wissenschaft ist die Form, in der sich der Mensch — nicht der ‚Mensch‘ überhaupt, sondern der jeweils konkrete, durch Geburt, Erbe und Volk bestimmte geschichtliche Mensch — sich seiner insbesondere auch geschichtlichen Wirklichkeit bewußt wird. Wer nicht die Wirklichkeit unseres deutschen Lebens in Einsatz und Disziplin um der Volksgemeinschaft willen erfahren hat, der kann kein tieferes Bewußtsein um die Wirklichkeit unseres deutschen Daseins gewinnen — und kann daher nicht in Philosophie, Wissenschaft und Erziehung an der geistigen Führung unseres Volkes beteiligt sein.

Prof. H. Heyse, Rektor der Universität Königsberg

Aus der Landschaft

Vom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

(Fortsetzung von Heft 12, 1933)

Das Ringkreuz in der Stadt des Gotenkönigs.

Die ältesten Bauten und Steinmäler Ravennas stammen aus einer Zeit, in der die Stadt sonst vorwiegend aus Holzbauten bestand. Daran müssen wir uns erinnern, wenn wir vor den Restfunden stehen. Oft ist die zu jener Zeit übliche Holzbearbeitungsart noch zu spüren (Abb. 23). Diese Bandverschlingungen sind in der germanischen Welt häufig. Denken wir an ein etwa gleichzeitiges Stück in Deutschland, an die Schranken der Kirche von Ilmmünster, Bezirksamt Pfaffenhofen, jetzt in München an versteckter Stelle im Museum (Abb. 24). An dem Grabmal Dietrichs von Bern (Abb. 25) ist das Köniqlichste der ungeheure Deckstein. Die Decke des oberen Rundraumes zeigt ein großes Ringkreuz (Abb. 26). Durch einzelne, bunt gemalte Steine wirkt es wie eine Einlegearbeit.

Mittelalterliche Zeichnungen zeigen, soweit mir bekannt, den Schlußstein auf dem Deckstein nicht mehr. Seinen beschädigten Rest ergänzt A. Haupt in seinem Wiederherstellungsversuch durch einen Ringkreuz-Stein. Es ist dies wohl nur eine Annahme von ihm, das Ringkreuz gehört aber so ganz in diese Welt, daß es dort angebrachter wäre als das jetzt dort befindliche schmale Eisenkreuz. Im unteren Raum ist in den vier Ecken je ein Stein. Die beiden nach Osten zeigen zwei ganz neu wirkende Mu-

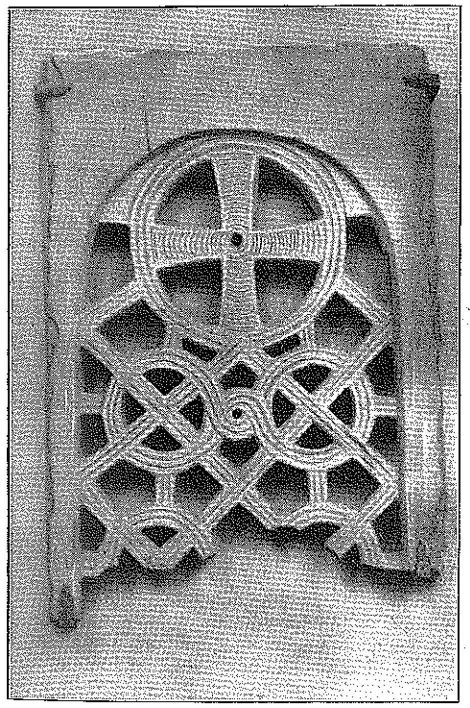


Abb. 23. In Marmor (nicht mehr in Holz!) ausgeführte Bandverschlingung mit Ringkreuz aus Ravenna.

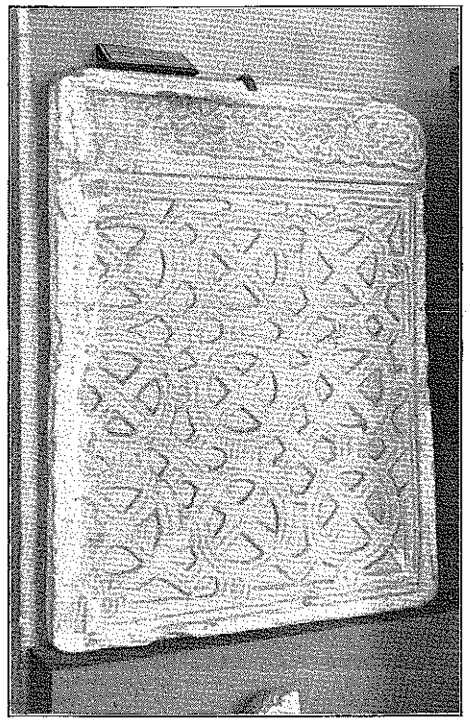


Abb. 24. Kirchenschranke von Ilmmünster aus dem Museum in München.

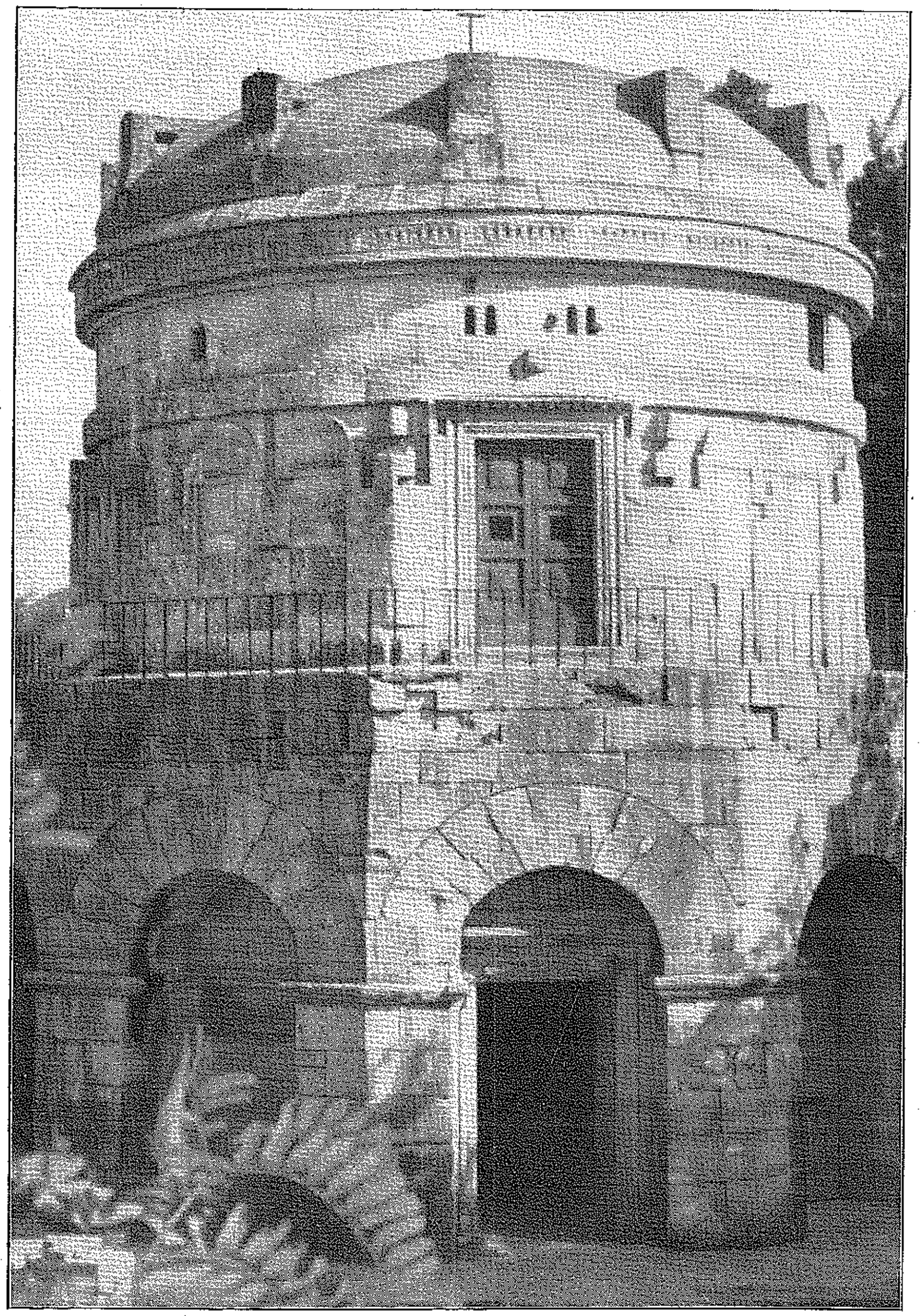


Abb. 25. Grabmal Dietrichs von Bern (Ravenna).

scheln, die anderen beiden zwei völlig abgeschlagene Steine, die auch wohl vorher keine Muscheln darstellten. Die größte Kirche Ravennas, St. *Appollinare* in Klasse liegt in der Gegend des völlig verschwundenen alten Hafens und hat eine große Anzahl schöner Grabmäler. Eines, das wohl um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert entstanden sein mag, zeigt das Ringkreuz schmuckmäßig verwendet (die

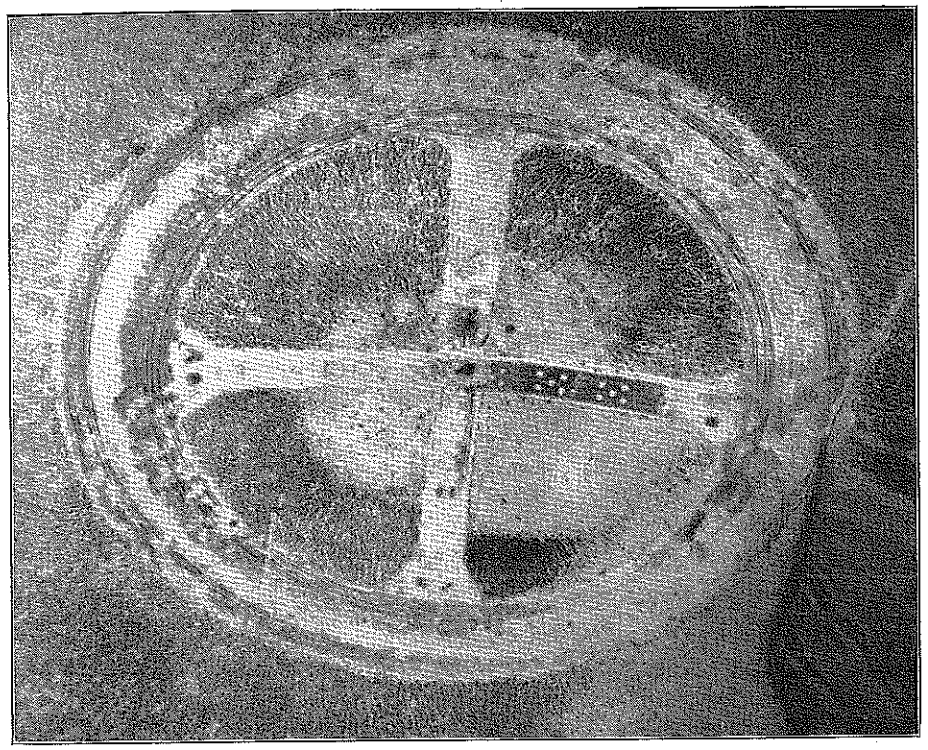


Abb. 26. Großes Ringkreuz an der Decke des oberen Rundraumes vom Grabmal Dietrichs von Bern.

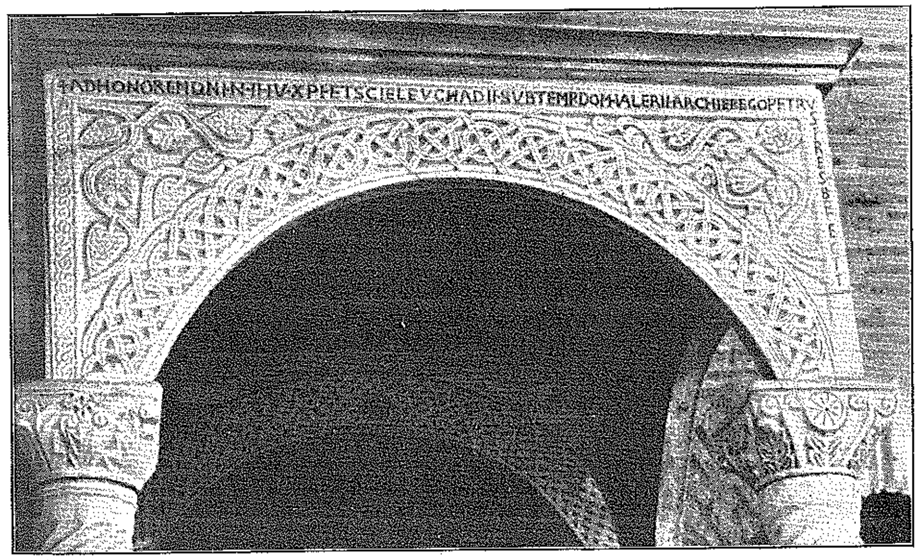


Abb. 27. Schmuckmäßig verwendete Ringkreuze in der Kirche St. Appollinare (Ravenna).

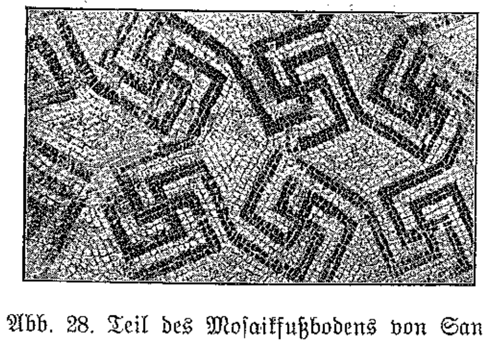


Abb. 28. Teil des Mosaikfußbodens von San Vitale.

Inschrift stammt aus späterer Zeit!) (Abb. 27).

Ravenna ist die Stadt des Hakenkreuzes. Bei den starken Einflüssen des Ostens und des Nordens in dieser so wenig italienischen Stadt wird der Streit um die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Kreise immer bleiben. Die Reste des Mosaikfußbodens von San Vitale zeigen in den verschieden-alten Schichten Hakenkreuz neben Hakenkreuz, besonders bei der heute im Grundwasser liegenden untersten Schicht (Abb. 28). Das Ringkreuz ist auch erhalten, und zwar an der wichtigsten Stelle vor dem Hochaltar. Es ist hier innerhalb einer sogenannten Trojaburg (Abb. 29). Darstellungen von Wunderburgen sind aus dem Norden und später aus französischen Kirchen bekannt. In Deutschland ist nur eine aus einer Kirche bekannt, aus St. Severin in Köln. Sie ist nicht mehr erhalten. Im deutschen Volksbrauch aber lebt sie noch und wird in Steigra, Kreis Querfurt, noch alljährlich erneuert. In Ravenna soll im Garten einer Kirche (St. Stephano?) noch im vergangenen Jahrhundert eine Irrgartenanlage gewesen sein.

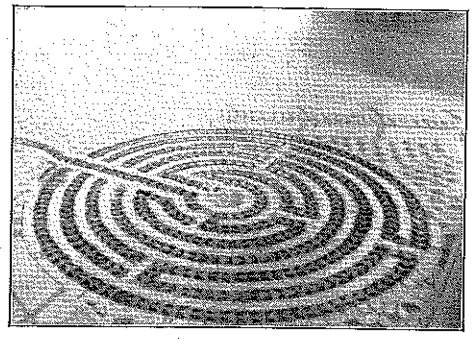


Abb. 29. „Trojaburg" vor dem Hochaltar (San Vitale).

Die Fundgrube

Germanen und „Germanen." Es ist an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen worden, wie immer noch ein längst überholtes, grundfalsches Bild von den fellbehangenen, wildaussehenden „barbarischen Germanen" unsere Bildindustrie beherrscht. Sollte man es da nicht begrüßen, wenn eine bekannte illustrierte Zeitung es unternimmt, dem „Leben der alten Germanen" einen ausführlichen Aufsatz zu widmen, mit der ausdrücklichen Begründung, daß die alten Germanen ein Kulturvolk gewesen seien? So hat es die Wissenschaft in jahrzehntelanger Forschung erwiesen, und so will es auch die „Berliner Illustrirte Zeitung" ihren Lesern beibringen. Sehr löblich in der Tat — zumal bei einem Verlage, den man bisher nicht gerade als Vorkämpfer des nationalen Gedankens gekannt hat.

Soweit wäre alles in schönster Ordnung — nur daß das Bild, das hiermit der breitesten Öffentlichkeit vermittelt wird, nicht gerade sehr wesentlich von dem bisherigen Bilde abweicht. Man war geschmackvoll genug, dem Aufsatz eine Bilderreihe mitzugeben, die von einem bekannten Karikaturenzeichner hergestellt ist, und das Bild der alten Germanen ist denn auch danach geworden. Einzelne Darstellungen, wie die von der Fluchtburg, gehen noch an; anderes ist schon bedenklicher, wie etwa das germanische Gehöft, das sehr verdächtig an das Dorf Grunzenhausen erinnert, wie es früher als Dauerüberlieferung in den „Fliegenden Blättern" zu finden war. Aber ganz die „ollen, biederen Bärenhäuter" erscheinen dann in den Germanen, die auf Jagd gehen — mit Fellen behangen, mit strubbeligem

Haupt und mit einem Beinformat, das sehr an das einer grundverschiedenen Rasse erinnert. Man kann es einem Karikaturenzeichner nicht übelnehmen, wenn ihm auch dies zur Karikatur wird. Aber man soll solche Karikaturen nicht dem erwachten deutschen Volke als neueste Kenntnis vom Wesen seiner Ahnen vorsetzen — sonst könnten andere auf den Verdacht kommen, daß sich hinter solchen „Belehrungen" eine ganz andere Absicht verbirgt als nur die, eine vorhandene Konjunktur auszunutzen. Jedenfalls wird das neue Deutschland Wege finden, um solche verborgenen Absichten gründlich zu durchkreuzen. J. O. P.

Reste alten Wodanglaubens. Gelegentlich der letztjährigen Berliner DLG.-Ausstellung ist auch die bäuerliche Volkskunde zu ihrem Rechte gekommen. Die Landwirtschaftskammer Pommern hatte — wie W. Scheuermann in den „Hamb. Nachrichten" berichtet — in ihrer schönen Sonderschau eine altpommersche Diele eingerichtet mit dem farbigen und geschnitzten Hausrat, der früher alle Bauernstuben geziert hat.

Als besondere Schmuckstücke waren beigesteuert der „Schnabbuck", der „Wode" und eine landwirtschaftliche Erntekrone. Der „Schnabbuck" ist eine dem Pyritzer Weizacker eigentümliche drollige Fratze, halb Tier, halb Teufel, wie sie auch anderwärts in ähnlicher Gestalt und Bedeutung vorkommt, namentlich um die Wintermächte zu versinnbildlichen, die in den Frühlingsfesten überwunden werden. Der „Wode" oder Wodan, auch der „große Alte" genannt, ist die aus den letzten Erntegarben gewundene Stroh- und Ährenpuppe, die dann auf dem letzten Erntewagen feierlich eingefahren wird, der Rest eines uralten Dankopfers an den Schützer der Saaten und Spender der Fruchtbarkeit.

Über einen ähnlichen Erntebrauch, der an Wodan erinnert, berichtet Heinr. Westerfeld-Haltern b. Belm in der „Osnabrücker Zeitung". In Gemeinden des Kreises Melle hat sich folgende Sitte erhalten: ein jeder Mäher sucht es zu vermeiden, daß er auf einer Getreidefläche die letzte Garbe schneidet. Ist die Arbeit endlich zu Ende geführt, ruft einer der Umstehenden: M. (= der zuletzt mähende Schnitter) und B. (= die Binderin) häwwet dänn Aulen! Bei den beiden letzten Worten fallen die übrigen Zuschauer aufs lauteste schreiend mit ein. Um die Schallwirkung zu erhöhen, setzen besonders Eifrige beim Sprechen auch wohl einen Holzschuh vor den Mund. Die zuletzt gemähte Garbe wird mit drei Strohseilen umwunden und geschmückt mit Feldblumen, kleinen Zweigen usw. Damit sie allein stehenbleibt, spreitet man den unteren Teil nach allen Seiten auseinander.

De Aule, der Alte ist Wodan. Westerfeld glaubt auch im Gelände Erinnerungen nachweisen zu können. Westlich von der Dorfsiedlung Schwagstorf bei Osterkappeln liegt der Hügel Oulbiäg (1786 Ohlberg und Oelberg). Dieser aus Ackerland bestehende Hügel eignete sich dadurch, daß er wie eine kleine Halbinsel mit schmalen unwegsamen Seitentälern von dem höher ansteigenden Gebirgszuge ausgehend nach Norden hin ziemlich steil zur Ebene abfällt, in hervorragender Weise zu einer leicht zu sichernden Opferstätte des Gottes Wodan. Das vor Jahrzehnten ausgerodete Gehölz des östlichen stark eingeebneten Tales hieß Wiebusch (= der geweihte Busch). Ob der Ohlberg namengebend gewesen ist für das nicht allzuweit davon gelegene Vollerbe Allendorf in Schwagstorf (1512 Ebbeke to Oldendorpe. 1589 Ebbeke to olendorp) bleibt, besonders da die Endung mit der Siedlungsform in Widerspruch steht, zweifelhaft. Erwähnt werden soll nur das Vollerbe Aulenbrock (1350 domus in Oldenvroke. 1720 Ahlenbrock) in Westerwiede bei Laer.

Germanisches Fürstengrab am Rhein. Einer der bedeutendsten Funde frühgeschichtlicher Art wurde auf deutschem Boden im Dezember 1932 bei Altlußheim am Rhein (südlich Mannheim) gemacht. Dort führte der freiwillige Arbeitsdienst s. Zeit Erdarbeiten aus und stieß plötzlich auf einen Skelettfund mit reichen Grabbeigaben, die darauf schließen lassen, daß es sich um das Grab eines germanischen Fürsten aus der Völkerwanderungszeit handelt. Das Skelett lag nach Osten gewendet. Neben dem Toten lag ein Schwert mit einer mit Zellenschmelz bedeckten Parierstange, deren Flächen durch goldene Stäbe in lauter eckige und herzförmige Felder gemustert waren. Die Felder sind mit lilaroten Halbedelsteinen ausgefüllt, die mit Gold unterlegt sind, wodurch sie besonderen Glanz bekommen. (Die bekannten Beigaben aus dem Grabe Childerichs, das 1659 in Doornijk [Tournay] gefunden wurde, zeigen ebenfalls Zellenschmelz.) Weiter wurde eine massiv silberne Gürtelschnalle und ein 20 cm langes, aus Bronze bestehendes vergoldetes Beschlagstück gefunden, das in einen Tierkopf ausläuft, dessen Augen durch eingesetzte rote Steine gebildet werden. Ferner wurde der silberne Beschlag einer Schwertschneide und ein eisernes Messer gefunden.

Der Dozent für Frühgeschichte an der Heidelberger Universität, Professor Dr. Wahle, wurde vom Gemeindeamt Neulußheim sofort von dem Fund verständigt, der den Fund an Ort und Stelle untersuchte. Er bezeichnete ihn als einen der schönsten und wertvollsten Funde, die bisher auf badischem Boden gemacht worden sind. (Rh.-W. Z.)

Julfest und Hohes Neujahr. Vom Julfest, diesem Fest der wiederkehrenden Sonne, dem höchsten altgermanischen Feiertage in Deutschland, ist infolge der Zerstörungswut volksfremder „Massenbekehrer" kaum etwas übriggeblieben außer dem Julklapp in Mecklenburg und Pommern. Sonst haben sich in Deutschland nur klägliche Überbleibsel der alten Bräuche erhalten, mitunter nur Namen, mit denen man nichts Rechtes anzufangen wüßte, wenn nicht Überlieferungen bei stammverwandten Völkern uns weiterhülfen. So ein Name ist „Hohes Neujahr" für den 6. Januar; warum er so hieß, weiß niemand mehr zu sagen. Nur eins ist sicher: „Hohes Neujahr" muß der Name eines hohen germanischen Festes gewesen sein, sonst hätte die Kirche es nicht durch das heute noch beibehaltene hohe Fest der Heiligen Drei Könige aus dem Gedächtnis des Volkes zu verdrängen gesucht, was ihr leider fast ganz geglückt ist. Der 6. Januar heißt noch heute in England the Twelfthday, der Zwölftag, weil er der 12. Tag nach Weihnachten ist. Die zwischen beiden Tagen liegende Zeit, the Twelfthtide wird aber in Deutschland wie in England nicht nach Tagen, sondern nach Nächten gemessen, einer uralten Sitte zufolge, die Tacitus für die Germanen, Cäsar für die Gallier bezeugt. Am Anfange dieser ob ihrer bösen Geister gefürchteten „Zwölfnächte" steht das durch die Weihnachtsfeier verdrängte germanische Julfest, an ihrem Ende ein anderes germanisches Fest, das abgeschwächt im großniederländischen Bohnenkönigsfest fortlebt. Das Fest hat seinen Namen daher, daß während der „Zwölfnächte" die Hülsenfrüchte als geisterlockend gemieden wurden, jetzt aber ihr Genuß wieder erlaubt war. Im Bohnenfest wird nun der König für das nächste Jahr gewählt — das ist doch sonderbar, warum denn erst am 6. Januar und nicht am 1. zu Neujahr? Die Antwort kann nur lauten: Weil der Bohnentag ursprünglich der erste Tag des altgermanischen Neujahrs war, dessen Name „Hohes Neujahr" sich noch heute im Volksmunde erhalten hat.

Daß diese Deutung richtig ist, beweist ein anderer in verschiedenen Gegenden Deutschlands erhaltener Name der „Zwölfnächte": Das Volk nennt dort diesen Zeitraum „Zwischen den Jahren". Für ihn gilt noch heute bei den Hausfrauen eine freilich nicht ganz gleiche heilige Arbeitsruhe, wie für die germanische Wintersonnenwendezeit. Liegen aber die „Zwölfnächte" „zwischen den Jahren", dann schloß das Jahr der alten Germanen am 25. 12. mit dem Julfest, und das neue begann am 6. 1. mit dem „Hohen Neujahr" (sfest).

Prof. Dr. R. Oehler-Bamberg.

Zusatz. Aus dem Thüringischen sind mir für die Zeit der Zwölfnächte folgende Bräuche bekannt: Man darf sich weder Nägel noch Haare schneiden. Man darf keine Wäsche waschen; es darf auch keine Wäscheleine hängenbleiben. Die Tage — von Mitternacht zu Mitternacht — vom 25. 12. bis zum 5. 1. haben der Reihe nach Beziehung zu je einem Monat des neuen Jahres; aus den Träumen, die einem in dieser Zeit kommen, kann man sein Schicksal für jeden Monat herausdeuten. Der Weihnachtsbaum darf erst am oder nach dem Hohneujahrstage geleert werden Gabel.

Förderung urgeschichtlicher Kenntnisse. Einen für die Verbreitung urgeschichtlicher Kenntnisse bedeutsamen Schritt hat kürzlich die Tschechoslowakei getan. Auf Betreiben der Professoren für Urgeschichte an der deutschen und der tschechischen Universität Prag, den Universitäten Brünn und Preßburg (Bratislava) wurde verfügt, daß künftig Prüfungskandidaten aus dem Lehrfache der Geschichte an Mittelschulen eine zweistündige Vorlesung aus heimischer Urgeschichte während eines Semesters hören und daraus ein Kolloquium ablegen müssen, ohne daß sie zur Staatsprüfung nicht zugelassen werden. (Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit, 9. Jg., 1933, S. 128.)

„Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte. Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen, als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten." **Adolf Hitler**

Die Bücherwaage

Paul Benndorfs **Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände aus Mitteldeutschland.** 5. Aufl., neu bearbeitet u. hg. v. Carl Engel. Leipzig (o. J.): Verlag v. Friedrich Brandstätter. Tafel I und II, 64×90 cm, unaufgezogen je 4,75 RM., auf Leinw. mit Stäben je 7,50 RM.

Vorgeschichte, soweit sie Altsachenkunde (Paläo-Archäologie) ist und aus den Altsachen die Kenntnis kultureller Zustände vermitteln will, kommt ohne Anschauung nicht aus. Für den Schulunterricht stehen Echtstücke in den seltensten Fällen zur Verfügung, Abgüsse zu beschaffen, reichen die Mittel nicht, also ist man auf das Bild angewiesen. Die angezeigten Tafeln haben einen klaren Druck (Lichtdruck); das ist wesentlich, damit z. B. die Bearbeitung der Feuersteingeräte und die Verzierungen der Irdenware (Keramik) deutlich zu erkennen sind. Die Tafeln haben außerdem den großen Vorzug, daß fast alle Gegenstände in natürlicher Größe wiedergegeben sind; das erspart dem Beschauer die erhebliche Schwierigkeit, Verkleinerungen mit Hilfe des Maßstabes (sofern überhaupt angegeben!) in die wirkliche Größe umzudenken.

Tafel I zeigt „Stein- und Knochengeräte der Steinzeit" in den drei Gruppen Altsteinzeit (9 Stücke), Mittelsteinzeit (10 Stücke) und Jungsteinzeit (20 Stücke). Jeder Gruppe ist eine kurze Erläuterung der Zeitstellung und der Besonderheit des Abschnittes vorangestellt. Der Hundisburger Faustkeil, die wuchtige Geweihhacke, die Hirschhornaxt, das Beil aus Felsgestein mit Schaftrille, die Riesensteinaxt sind wirklich „eindrücklich".

Tafel II zeigt „Tongefäße der jüngeren Steinzeit", des bandkeramischen (5 Stücke), des nordischen Kreises in seiner mitteldeutschen Ausprägung (5 St.), des schnurkeramischen (3 St.) und des Kreises der Glockenbecherleute (1 St.). Auch hier sind die Eigentümlichkeiten der Kulturkreise und der Gräber, die Besonderheit der Verzierungen, kurz erläutert.

Die Größe der Abbildungen ermöglicht es, den Beschauer anzuleiten, aus Form und Verzierungen der Gefäße Schlüsse auf die seelische Eigenart der Menschen, die sie verfertigt haben, zu ziehen. D. h. mehr festzustellen als die Tatsache, daß die Jungsteinzeit Irdenware zu nutzzwecklichem Gebrauch angefertigt hat. Vorgeschichte muß sich auch von der Altsachenkunde her zur Geistesgeschichte entwickeln. Auch die Geschichte des Werkzeuges ist die Geschichte einer bestimmten geistigen Haltung und Entwicklung. —

Der Gebrauch der Tafeln ist durchaus nicht auf die Schule beschränkt, sie eignen sich ebenso für Heimatmuseen; ferner lassen sich die Tafeln auch durchaus über die Grenzen Mitteldeutschlands hinaus verwenden. (Weitere Tafeln werden vorbereitet.)

Gündel, Christ., **Die Altertümer und Urkunden des schlesischen Bäckerhandwerks** (Katal. d. Kulturhist. Abt. d. gr. deutsch. Bäckereifachausstellg. 1933 i. Breslau). Breslau 1933. Bäcker-Innungs-Verl., 106 S., 12 S. Abb. 8° RM. 1.—

Wir wissen, daß gerade die Gebäckformen in reichem Maße kultische Erinnerungen bewahrt haben. Man sollte annehmen, daß auch die Altertümer des Bäckerhandwerks symbolische Zeichen aufwiesen. Ob das für die schlesischen Stücke zutrifft, ist aus der Zusammenstellung nicht ersichtlich; aber sie bietet durch die genauen Angaben, wo die Stücke verwahrt werden, die Möglichkeit einer Nachprüfung. Sehr wertvoll ist das sorgfältige Verzeichnis der „Bücher und unpersönlichen Urkunden" (darunter Stammrollen, Lehrlings- und Gesellenregister) und der „Persönlichen Urkunden" (etwa 800 Nrn., Lehr-, Geburts-, Bürger- und Meisterbriefe, Arbeits-, Tauf- und Schulzeugnisse, Wanderpässe) für die Familienforschung, besonders da der gegenwärtige Aufbewahrungsort für jede Urkunde genau angegeben ist. Fr.

Miller, Alfr., **Die Mission und die Verdrängung der angestammten Kulturen durch die europäische.** Leipzig, Adolf Klein, 1933, 20 S., 8°. (F) Reden u. Aufsätze zum nord. Gedanken, H. 5. —,80 RM.

Miller entwirft in der kurzen Arbeit ein erschütterndes Bild von dem verhängnisvollen Einfluß der Mission europäischer „zivilisierter" Menschen auf unverbildete, in ihrer natürlichen Umwelt echt und gesund erwachsene Naturvölker. Das Bild wirkt um so überzeugender, als er sich jeder (naheliegenden) religiösen Kritik enthält. Er

drängt auch sein eigenes Urteil nicht vor, sondern läßt die nüchternen Berichte und Erfahrungen unverdächtiger sachkundiger Zeugen von Ruf für sich sprechen. Männer wie Albert Schweitzer und Fridtjof Nansen, Missionare, Ethnographen (Volkskundeforscher), Anthropologen (Rassenforscher), kommen ausführlich zu Wort. — Der Rückschluß auf die einstige Mission in unserer eigenen germanischen Heimat wird von Miller nicht ausgesprochen, liegt aber nahe genug. G.

Flurschütz, H. R., **Das ewige Erbe der Deutschen,** Deutschnordischer Glaube. Berlin. 1933, Verlag der Nordungen. 104 S.; 2,20 RM.

Mitte Oktober wurde ein außerordentlich wichtiger Erlaß von R. Heß veröffentlicht, der jedem Nationalsozialisten — und damit, wie Graf Reventlow ergänzend ausführte, jedem Deutschen überhaupt — volle Gewissensfreiheit in Glaubensdingen zusichert. Gewissensfreiheit aber ist Gewissenspflicht: sie ist nur dort, wo innere Entscheidungsmöglichkeit ist. Jeder Verantwortungsbewußte muß sich ein eigenes Urteil zu verschaffen suchen in der deutschen Glaubensfrage. Wir begrüßen daher das Erscheinen der Flurschützschen Schrift, die diese heute schlechthin entscheidende Frage in umsichtiger Weise behandelt. Der radikale Germanismus, den Flurschütz verficht, findet in der deutschen Jugend bereits zahlreiche Anhängerschaft. O. H.

Zeitschriftenschau

Kulturbeziehungen

Heinrich Sölter, **Terra-sigillata-Fund bei Leese.** Mannus, Bd. 25, Heft 3, 1933. In einer Sandgrube bei Leese an der Landstraße nach Nienburg wurde zusammen mit einheimischen Scherben eine besonders schöne Terra sigillata gefunden, die als Grabgefäß gedient hat. Möglicherweise kann sie als Hinweis für die endgültige Feststellung der Angrivarierschlacht und des angrivarisch-cheruskischen Grenzwalles dienen. / Joachim Werner, **Archäologische Zeugnisse für merowingischen Handel in Ostpreußen.** Germania. Anzeiger der Römisch-germanischen Kommission und des Deutschen Archäologischen Instituts. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. 17. Jahrg., Heft 4, 1933. An Hand einer ganzen Anzahl völlig gleichartiger langobardischer Tierkopffibeln vom Anfang des 7. Jahrh., die in Oberitalien, Südwestdeutschland, Thüringen und in Ostpreußen gefunden wurden, zeigt sich deutlich ein Handelsweg in der Merowingerzeit, der durch zahlreiche andere Funde bestätigt wird und zweifellos mit der Bernsteineinfuhr in Verbindung steht. Thüringen erweist sich in dieser Zeit auch in anderer Beziehung als Vermittler zwischen Ost und West, tragen doch die auch noch im 6. Jahrh. in Ostelbien vorkommenden kleineren Grabgruppen ausgesprochen thüringischen Charakter. Eigentümlich ist, daß der genannte Handelsweg nicht im Samland, dem Bernsteinlande selber, endet, sondern in dem davorliegenden germanisch-masurischen Mischgebiet, über das auch der südrussische Handel geht, bei dem also offenbar das politische Schwergewicht lag. Von der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. ab kommen merowingische Funde in Ostpreußen nicht mehr vor. Es zeigt sich überhaupt eine allgemeine Verarmung dieser Gebiete. Offenbar hängt dieser Abbruch der Beziehungen mit der inzwischen einsetzenden slawischen Besiedlung des ostelbischen Gebietes zusammen.

Kultur und Brauchtum

Albert Kiekebusch, **Das Riesengräberfeld bei Wolschow als Kulturschutzgebiet.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 9. Jahrg., Heft 7, 1933. Bei Wolschow in der Uckermark befindet sich ein Hünengräberfeld, wie es großartiger an Eindruck und Ausdehnung kaum anderswo vorhanden sein mag. Es ist gelungen, das Gelände zum Kulturschutzgebiet zu erklären und die Erhaltung und die Besichtigungsmöglichkeit dieser gewaltigen Zeugen unserer Vorzeit grundbuchlich zu sichern. / Ernst Sprockhoff, **Das Tönnchen von Sargstedt bei Halberstadt.** Germania. 17. Jahrg., Heft 4, 1933. Dies 20 cm große Tönnchen aus sehr gutem Ton ist seit langem bekannt, seiner Eigenart wegen aber niemals ernstlich eingereiht worden. Es ruht auf einer Standfläche, besitzt oben einen Deckel, die Seiten sind an den Rändern gekerbt und mit Ösen versehen. Seine ganze Oberfläche ist mit Tiefstichreihen verziert, die es deutlich der jungsteinzeitlichen Rössener Kultur zuweisen. Ein Vergleich mit einem Tönnchen des bandkeramischen Kulturkreises weist ebenfalls auf die Jungsteinzeit. / Ernst Sprockhoff, **Eine Bronzetasse von Mönchgut auf Rügen.** Acta Archaeologica. Verlag Levin & Munksgaard, Kopenhagen 1933. Diese der älteren Bronzezeit angehörige gegossene Bronzetasse ist merkwürdigerweise in ihrer Bedeutung noch nie gewürdigt worden. Es ist ein vollendet schönes Stück, das zusammen mit einem reichverzierten, vollgriffigen Schwert, einem Absatzbeil, einer Tüllenaxt und einem Tongefäß gefunden wurde. Ihre Verzierung hebt sie völlig aus dem Rahmen der uns bekannten Holztassen mit Sternverzierung und der Bronzegefäße heraus und ist dennoch sowohl in ihrem Stil wie in ihrer Ausführung vollkommen germanisch: Streifenornamente, die durch Wellenbänder unterbrochen sind. Verfasser leitet diese Zoneneinteilung der Tasse, ebenso wie ihre Form, her von Einflüssen der spätjungsteinzeitlichen Glockenbecherkultur, deren fernste Ausläufer ihren Weg über die Uckermark genommen haben, so daß eine Einwirkung auf das Rügensche Gebiet nicht außerhalb der Möglichkeit liegt. / Gustav Behrens, **Ein frühmerowingischer Grabfund von Groß-Karben.** Germania. Jahrg. 17, Heft 3, 1933. Groß-Karben lieferte einen weiteren Fund aus der Merowingerzeit, der außer Schwert, Messer und anderen Fundstücken eine besonders schöne und beachtenswerte Almandinschnalle enthielt. / T. D. Kendrick, **Polychrome Yewellery in Kent.** Antiquity. Edited by O. G. S. Crawford, F. S. A., Vol. 7. No. 28, Dezember 1933. Eine eingehende Abhandlung über die Völkerwanderungskleinkunst in England, die dieselben farbenfreudigen Techniken, insbesondere den Zellenschmelz, aufweist wie auf dem Festlande und für enge Beziehungen zur Merowingerkultur spricht. / H. O'Neill Hencken, **A gaming board of the Viking age.** Acta Archaeologica. Kopenhagen 1933. Dieses Spielbrett wurde in Ballinderry, Co. Westmeath im Inneren Irlands gefunden. Es mag für eine Art von Fuchs-und-Gans-Spiel bestimmt gewesen sein. Das hölzerne, viereckige Brett wird von einer geschnitzten Leiste in Flecht- und Ringornament berandet und hat an zwei gegenüberliegenden Seiten je einen Menschen- und Tierkopf. Der letztere erinnert in der Form an die Tierköpfe vom Osebergschiff. Der Menschenkopf ist sehr langgesichtig und trägt über dem Haare einen merkwürdigen, bandförmigen, beinahe heiligenschein-ähnlichen Streifen. Es ist zweifellos nordische Arbeit, wenn auch gewisse keltische Einflüsse bemerkbar sind. Die stilkritische Untersuchung ergab, daß es im dritten Viertel des 10. Jahrhunderts auf der Insel Man hergestellt sein mag. Von dort wird es durch Vermittlung der dänischen Wikinger von Limerick in das Innere Irlands gelangt sein. Seine Bedeutung liegt vor allem darin, daß mit ihm ein Stücklein Holzschnitzkunst aus jener Zeit und Gegend auf uns überkommen ist. / Annemarie von Auerswald, **Das Hakenkreuz im Museum Heiligengrabe.** Brandenburg. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege. Verlag Müller, Eberswalde. 10. Jahrg., Heft 6, 1933. Aus der Bronzezeit und frühen Eisenzeit besitzt das Museum nur Radkreuze. Bekanntlich kommt das Hakenkreuz auch in christlicher Zeit vor, so in den Katakomben. Aus der Merowingerzeit ist aus Thüringen das Grab einer priesterlichen Frau bekannt, der unter vielem anderen eine kleine goldene Scheibe mit Öse beigegeben war, auf der sich ein Pfostenkreuz mit vier Hakenkreuzen in den freigebliebenen Ecken befindet. Das entspricht genau dem Jerusalemer Kreuz, dessen Herkunft unbekannt ist. (Es ist auch das Ordenskreuz des Stiftes Heiligengrabe). Interessant ist, daß sich in Heiligengrabe eine Stickerei aus dem 14. Jahrhundert befindet, ein sogenanntes Hungertuch, auf dem zum Teil die Gewänder der Heiligen, einmal sogar das Obergewand Christi selbst, mit Hakenkreuzen verziert sind.

Germanen und Slaven

Egon von Kapherr, **Germanisches und Slavisches im Osten.** Die Sonne. Armanenverlag, Leipzig. 10. Jahrg., Heft 11, 1933. Verfasser sieht merkwürdigerweise die Urheimat der Slaven im heutigen Jugoslavien und der Donauniederung, ohne anzuführen, worauf er diese Meinung stützt, und ohne zu bedenken, daß in der fraglichen Zeit dort germanische Stämme siedelten. Von dieser angeblichen Urheimat aus sollen dann die Slaven teils in das ostdeutsche Gebiet, teils nach Rußland eingewandert sein. Die in Ostdeutschland feststellbaren slavischen Einflüsse haben jedoch nicht das geringste mit dem polnischen Volkstum zu tun. Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Hagen. Die Versammlung der Fr. g. V. am 4. November war sehr rege besucht, namentlich auch seitens der Lehrerschaft. Der in Aussicht gestellte Vortrag: „Die Aliso-Landwehren zwischen Lippe und Ruhr im Lichte der Westfälischen Nibelungensage" des Pfarrers Prein-Hohenlimburg, dessen früheren Berichte über seine Aliso-Forschungen noch in bester Erinnerung sind, übte besondere Anziehungskraft aus.

Auf Veranlassung des Pfarrers Prein sind in diesem Jahre im Seseke-Körne-Winkel umfangreiche Grabungen vorgenommen worden, welche die Wichtigkeit dieser Gegend für unsere Heimat und die deutsche Vorgeschichte aufs neue bestätigten. Dem unermüdlichen und erfolgreichen Forscher ist es unter Zuhilfenahme alter Flurbezeichnungen, Sagen und mancherlei nordischer und römischer Literatur gelungen, zwischen Lippe und Ruhr im Gebiet von Kamen—Unna—Dellwig Reste eines ehemaligen römischen Befestigungssystems in Gestalt von Landwehren zu ermitteln, worüber er in einem langen, anregenden Vortrage Auskunft gab. Ferner wies er die Übereinstimmung einzelner Flurnamen mit den in der Westfälischen Nibelungensage vorkommenden Örtlichkeiten in überzeugender Weise nach.

Dann berichtete Rektor Frommann kurz über neue vorgeschichtliche Forschungsergebnisse aus Nordwestdeutschland. Im Anschluß daran legte Herr Risse-Mengede ein dickes menschliches Schädeldach mit ganz niedriger Stirn vor, das bei Ausgrabungen in seiner Heimat gefunden worden war.

Studienrat Doller machte auf einen Vortrag aufmerksam, den J. Spiegel-Schwerte am 14. November in Hagen an Hand von Lichtbildern über Ausgrabungen halten wird. Auch stellte er einen Vortrag Dr. Herman Wirths für Hagen in Aussicht.

Hannover. Zweites Halbjahrheft 1933: Am 13. Juli hielt unser Mitglied Reg. u. Baurat Prietze einen Vortrag über die Römerkämpfe vom Jahre 16 n. Chr., die sich im eigentlichen Cheruskerland rechts der Weser abgespielt haben und daher von besonderer Bedeutung für das Gebiet unserer Ortsgruppe sind. Unter starker Hervorhebung der militärischen Bedingungen, der Waffentechnik, des Etappenwesens, der durch die Straßen gegebenen Notwendigkeiten usw. kam der Vortragende zu wesentlich anderen Ansichten von dem Verlauf dieser Kämpfe, als sie bisher üblich sind. Idisiaviso stellt sich nicht als eine Schlacht dar mit siegreichem Ausgang für die Römer, sondern ist, wie auch aus dem Bericht des Tacitus klar hervorgeht, nur ein Angriff auf die römische Vorhut gewesen, die bei dieser Gelegenheit vernichtet wurde. Die Schwächung der leichten Truppen, die den Römern allein den Vormarsch sichern konnten, veranlaßte denn Germanicus, die Schlacht am Engernwall anzunehmen, die wegen des für die römische Waffentechnik ungünstigen Geländes von vornherein verloren war. Das Gelände von Idisiaviso findet der Vortragende bei Eisbergen, das der Schlacht am Engernwall bei Stadthagen.

Am 23. Juli unternahmen wir, in Ergänzung des Vortrages von Prof. Hofmeister (s. 1933, H. 7), einen Ausflug nach der Heisterburg, dem „Rätsel des Deisters". Der Augenschein bestätigte die erstaunlichen Ausmaße und die starke Befestigung dieser altsächsischen Wallburg. Studienrat Frantzen, der mit seinen Schülern an den Grabungen Hofmeisters wochenlang teilgenommen hatte, gab die sachkundigen Erklärungen. Daneben wurden noch einige andere bemerkenswerte Stätten des Deisters besucht, wie „Teufelskammer" und „Alte Taufe", deren Deutung freilich nicht ganz klar oder auch ganz im Dunkeln liegt.

Am 17. August sprach unser Mitglied v. Motz über „Ehe- und Sittengesetze bei den Germanen". Er zeigte, wie alle Bestimmungen über Gattenwahl, Ehe usw. unmittelbar in der Weltanschauung wurzelten. Das, was wir heute in neu gewonnener Erkenntnis wieder als Sinn des Lebens verfolgen bzw. was in Zukunft wieder Geltung haben soll: Volkserhaltung durch rassische Hochzucht — das war unseren heidnischen Vorfahren Selbstverständlichkeit.

Am 26. Oktober behandelte Baurat Prietze „Die mittelalterliche Feme und ihre Herkunft aus germanischem Rechtsleben". Über die Feme bestehen immer noch

abergläubische Vorstellungen von gesetzloser Willkür und Heimlichkeit der Verhandlung, die keineswegs den Tatsachen entsprechen. Die Femegerichte sind nichts anderes als die alten germanischen Gaugerichte, die sich nur in Westfalen länger gehalten und zu höherem Ansehen aufgeschwungen haben, während sie anderwärts den umgekehrten Weg gegangen sind. Zwei Umstände sind es gewesen, die den westfälischen Gerichten genützt haben: die Anerkennung als kaiserliche Gerichte (unabhängig von den Landesfürsten) und der Schöffenbund, der durch Eid seine Mitglieder verpflichtete, die Strafvollstreckung mit allen Mitteln durchzuführen, wenn der Verurteilte sich dem Gericht nicht gestellt hatte. Da zeitweise alle angesehenen Männer in Deutschland diesem Bund der Freischöffen angehörten, so war der Einfluß der Feme sehr groß und von heilsamer Wirkung auf das Verbrechertum, das sich sonst infolge der Zerrissenheit des Reiches dem Richter leicht entziehen konnte. Kräftig unterstrich der Vortragende das sich aus der alten Verfassung von selbst ergebende stolze Bewußtsein der als Richter und Schöffen wirkenden einfachen Bauern, die sich nicht scheuten, selbst den Kaiser vor ihren Stuhl zu laden und jeden Angriff auf ihre Gerichtsbarkeit mit Geschick und Entschiedenheit abzuwehren wußten.

Am 30. November sprach Fritz Fricke (Schwalenberg) in einem großen öffentlichen Vortrag über „Die Ortung altgermanischer Stätten". Der Vortragende, der ja allen „Freunden germ. Vorg." durch seine Arbeiten und Vorträge, besonders den Besuchern der Pfingsttagungen wohlbekannt ist, erklärte an Hand einer großen Übersichtskarte der von ihm gefundenen Ortungslinien zwischen Harz und Thüringen die Erscheinung der Ortung; er führte den Nachweis ihres Wesens, im Sinne Teudts, als von ehemaligen Bewohnern bewußt und vorsätzlich angelegt und leitete auch ihre Entstehung, Ausdehnung usw. ab. Des weiteren betonte er die Bedeutung von Sage und Flurnamen im Zusammenhang mit der Ortungserscheinung, woraus Rückschlüsse auf Leben und Weltanschauung unserer Ahnen ermöglicht würden, da diese offenbar die wesentlichsten Äußerungen ihrer Lebensgestaltung an georteten Stätten gepflegt hätten. Gerade in der Ortungsforschung haben wir ein Mittel, die Kulturhöhe und die Tatsache der Einheit aller Lebensäußerungen unserer Altvorderen zu erkennen, die bedingt waren durch einen arteigenen Glauben an das große, hinter allen äußeren Erscheinungen ruhende Geheimnis des Alls.

Osnabrück. Aus der Winterarbeit der Arbeitsgemeinschaft. 380 (!) Freunde germanischer Vorgeschichte sammelten sich in Osnabrück in überfülltem Saale zu einem Vortrage von Dr. Siegfried Kadner über „Kulturbewußtsein der Gegenwart und Vorgeschichte". Kadner, der Studienleiter der Humboldt-Volksschule und Verfasser der Bücher „Urheimat und Weg des Kulturmenschen" und „Deutsche Väterkunde", war den Osnabrückern schon bekannt durch den Vortrag über das deutsche Märchen, den er im vorigen Jahre hier hielt.

Kadner zeichnete zu Anfang noch einmal das Bewußtsein deutscher Geschichte, wie es als landläufige Schulmeinung nun überwundener Irrzeit sich leider in vielen, auch führenden, Köpfen des Volkes festsetzen konnte: Beginn der „Geschichte" mit der Christianisierung und mit dem Eindringen römischer Zivilisation; was vorher war, ist Nebel, ist langweilig, ist wildes Heidentum. — Dann zeigte er, durch gute Lichtbilder unterstützt, die wahre Entwicklung der europäischen, der germanischen Kultur durch den Lauf der Jahrtausende.

Frühere Jahrgänge „Germanien". Häufig wird nach älteren Heften unserer Zeitschrift gefragt. Die Folgen 1—4 werden durch die Vereinigung besorgt, soweit das möglich ist. Einstweilen können an geschlossenen Folgen noch abgegeben werden:
„Germanien", 3. Folge 1931/32, 3,60 RM.
„Germanien", 4. Folge 1932 2,40 RM.,
zuzüglich 0,40 RM. Postgeld.
Man bestelle bei der Geschäftsstelle der Vereinigung, Detmold, Bandelstr. 7, oder auf dem Abschnitt einer Zahlkarte (Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Amt Hannover 6 52 78).

„Wir müssen unsere Heimat lieben und unser Volk. Die Liebe ist immer Anfang, und aller Anfang ist schwer. Aber diese Schwere ist nicht verästelt in den Geheimnissen des Gehirns, sie ist zu ertragen mit der Einfalt des Herzens. In euch, ihr Deutschen, ruht das Schicksal Deutschlands, nicht in der Welt!"

Hanns Johst

Ergebnis des Preisausschreibens

„Oberirdische Denkmäler deutscher (germanischer) Vergangenheit"

Von den preiswürdigen Bildern überragte keines die anderen so sehr sowohl durch die Bedeutung des dargestellten Denkmals wie durch die Güte der bildmäßigen Darstellung, daß es vor den anderen den 1. Preis von 100 RM. oder den 2. Preis von 50 RM. verdient hätte. Wir wollten aber auch nicht auf die Verteilung der ersten Preise ganz verzichten, denn die Bilder, die uns besonders bemerkenswert erschienen, verdienen trotz bildmäßiger Mängel deshalb eine Auszeichnung, weil die Einsender dadurch auf wenig oder gar nicht bekannte Denkmäler aufmerksam machen, die bei näherer Untersuchung wertvolle Entdeckungen versprechen. Wir haben uns daher entschlossen, daß der erste Preis von 100 RM. in vier Preise zu je 25 RM. und der zweite Preis von 50 RM. in zwei Preise von 25 RM. zerlegt wurde, so daß also sieben Preise zu je 25 RM. verteilt werden.

Einen Geldpreis von je 25.— RM. erhielten:

Hermann Schoepf, Eisenberg/Thür.
Dr. Harmsen, Hildesheim
Max Ehlert, Demmin
Otto Döll, Wilhelmshaven
Paul Paschke, Celle
Studienrat Möhle, Helmstedt
Maria Schirmer, Hofgeismar

10 Preise je ein Buch (bzw. Bücher) im Werte von je 10.— RM. erhielten:

Emil Plat, Coburg
Dr. Schneider, Bergen/Rügen
Hildegard Helbing, Stettin
Frau Anna Luise Nordmann, Neustrelitz
Frau Dr. Gertrud Küster, Gießen
W. A. Röll, Wuppertal-Barmen
Ewald Schwandt, Landeshut
Alfred Gutta, Werdau
Hans A. Luckwald, Kiel
Hugo Wunderlich, Erfurt

15 Preise je ein Buch (bzw. Bücher) im Werte von je 5.— RM. erhielten:

Heinz Oelmann, Hamburg
Hans Weber, Berlin
Dr. Lutz Breuning, Krefeld
Mittelschullehrer O. Müller, Neuhaldensleben
Lehrer Reiser, Spaichingen
W. Fuhrmann, Neuhaldensleben
Gustav Reents, Oldenburg i. O.
Willy Mundt, Bremen
Irma Schulze, Lindenfels i. Odenw.
Hans Wagner, Vlotho
Wilhelm Ackermann, Hannover
Dr. H. Güterbock, Braunschweig
Dr. Erich Buchholz, Dresden-A.
Werner Hensel, Hamburg
Dr. W. Böttcher, Putbus

Außerdem konnte die Schriftleitung in Verbindung mit dem Verlag weitere Bilder zur Veröffentlichung für die Zeitschrift „Germanien" erwerben. Sie hat sich mit den Einsendern inzwischen unmittelbar in Verbindung gesetzt. Wir danken allen Einsendern, auch denjenigen, die dieses Mal leer ausgehen mußten, für ihr großes Interesse. Mit der Veröffentlichung der preisgekrönten Bilder beginnen wir in den nächsten Heften.

Schriftleitung und Verlag der Zeitschrift Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

13.1.1934.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 | Februar / Hornung | Heft 2

Altgermanisches in Kult und Volkstum des deutschen Volkes

Von Prof. Dr. Georg Buschan

Wohl überall auf dem Erdenrund finden sich in Sagen und Märchen, Kulten und religiösen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der Völker gewisse Dinge, die als Überbleibsel früherer Anschauungen zu deuten sind und sich oft aus der grauen Vorzeit bis in die Gegenwart hinein erhalten haben. Auch beim deutschen Volke begegnen wir vielen derartigen Dingen, die sicherlich aus der Zeit altgermanischen Eigenglaubens herstammen. Als die ersten Sendboten des Christentums ihren Vorstoß [1] nach den nordischen Ländern unternahmen, begegneten sie durchweg großem Widerstand bei den alten Germanen und den ihnen verwandten Stämmen, die ihrem von den Vätern überkommenen Glauben nicht abzuschwören gewillt waren. In richtigem Verständnis ihrer Mission gingen die Verkünder der neuen Lehre nicht gewalttätig vor, sondern suchten sich den bestehenden Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade anzupassen, die alten Anschauungen wohl zu ehren, ihnen aber sozusagen ein christliches Mäntelchen umzuhängen. Sie richteten sich dabei nach den von höchster Stelle aus erlassenen Vorschriften. So ist uns ein Sendschreiben des Papstes Gregor des Großen an den Abt Mellitus aus dem Jahre 601 erhalten, in dem er diesen ermahnt, er sollte den Verkündern der christlichen Lehre empfehlen, daß sie die heiligen Stätten der zu bekehrenden Völker nicht zerstören, sondern sie nach Möglichkeit bestehen lassen und mit ihren überlieferten Verehrungsformen recht schonend verfahren möchten; sie sollten ganz allmählich den heidnischen Gottesdienst verchristlichen und so den wahren Gott an Stelle der heidnischen Götzen setzen.

Dieser Vorschrift wurde man in der Weise gerecht, daß man beim Errichten des neuen Gotteshauses die alte Kultstätte benutzte, soweit dies möglich war. In der Lebensbeschreibung des heiligen Martin heißt es: „daß er, wo er ein Heiligtum der Abgötter zerstört hatte, sofort dort eine Kirche oder ein Grab anlegen ließ." Die öfters wieder-

[1] Verständnis finden wir bei den Froschotten (vgl. Germanien, 1. Folge, S. 65—68, S. 90—100), deswegen wurden sie auch von Bonifatius verfolgt. Die Red.

kehrenden Bezeichnungen „Heidenkirchlein“ für Kapellen, die meist einsam, abgesondert auf Anhöhen liegen, weisen darauf hin, daß hier das Volk mit großer Zähigkeit an der Überlieferung festgehalten hat, es habe in der Vorzeit an diesem Orte eine heidnische Kultstätte bestanden. Die Unterkirche der Obermarsberger Stiftskirche im Sauerland, die wohl an Stelle des Heiligtums des Schwertgottes Er oder Irmin erbaut wurde, wie die noch vorhandenen Namen darauf schließen lassen, vielleicht sogar an Stelle der 772 durch Karl den Großen zerstörten Irminsul einst geweiht wurde, bezeichnet die Überlieferung wohl aus dem gleichen Grunde als den „Heidenkeller“. — Verschiedentlich wurden in den Fundamenten christlicher Kirchen beim Ausschachten Überreste der heidnischen Vorzeit festgestellt oder beim Erbauen der Kirche dort vorhanden gewesene heidnische Bildnisse mit eingemauert. So kamen u. a. auf dem Eichelberg bei Eppingen (unweit Heidelberg), auf dem die Michaeliskirche steht, antike Überreste zum Vorschein; ein Weg, der dorthin führt, heißt noch jetzt bezeichnenderweise Götzenweg. Beim Dorfe Burghausen a. d. Salzach liegt etwa 100 m von der der heiligen Kümmernis geweihten Kapelle der sogenannte Heidenstein, zwei Felsstücke, die offenbar eine Stätte heidnischen Kultus gewesen sind. In der Mauer um die Kirche des Dorfes Langenstein bei Kirchhain in Hessen ist ein über 2 m hoher Stein, ein vorgeschichtlicher Menhir, eingemauert, nach dem das Dorf seinen Namen erhalten haben dürfte. Bei Blieskastel in der bayrischen Pfalz steht ein über 2m hoher, fein bearbeiteter Menhir, in Phallosform, der sogen. Gollenstein [1]), in den man später eine Nische für ein Heiligtum des heiligen Sebastian hat einhauen lassen. In der Vorhalle der Kirche des heiligen Martin zu Dunningen (Oberamt Rottweil) sieht man ein uraltes Steinrelief eingemauert, das eine auf einem Thron sitzende Gestalt darstellt, die zu jeder Seite ein Tier füttert. Jung erklärt dieses Motiv richtig als den Göttervater Wodan auf dem Himmelsthron, umgeben von den beiden Wölfen Geri und Freki, denen er Nahrung hinreicht.

Die drei Hauptgötter der germanischen Völker waren Ziu oder Tyr, Wodan und Thor oder Donar, die Dreiheit, von der Tacitus berichtet. Am Glockenturm der Peter-Paul-Kirche zu Hirsau im Schwarzwalde, dessen Entstehung in die Jahre 1083—1091 fällt, findet sich an drei Seiten je eine starkbärtige Person im langen Leibrock mit Gürtel, neben der einen ein vierspeichiges Rad wiedergegeben; man deutet diese als die genannten drei germanischen Hauptgottheiten, die durch die Kirche gebannt oder unschädlich gemacht werden sollten, dadurch, daß man sie in die Mauer der christlichen Kirche fesselte.

Der Gott Tyr findet sich auch auf der Rundung einer Säule im Kreuzgang zu Berchtesgaden wiedergegeben. Die betreffende Gestalt besitzt auf der einen Seite nur einen Armstumpf; darunter ist ein anscheinend gefesselter Wolf zu sehen. Nach der Überlieferung der Edda soll der besonders unerschrockene Ase Tyr beim Fesseln des Fenriswolfes seine Hand verloren haben. Er hatte sich dafür verbürgt, daß Fenris wieder freikommen würde, und als Pfand dafür seine Hand in dessen Rachen gesteckt. Als die übrigen Asen aber von dieser Befreiung nichts wissen wollten, biß ihm das darüber empörte Tier die Hand ab. Diese Sage findet sich auf der genannten Säule veranschaulicht. Übrigens kommt der Fenriswolf noch verschiedentlich an christlichen Kirchen vor.

Die zweite der altgermanischen Göttergestalten, Wodan, reitet nach der Überlieferung auf einem achtbeinigen Rosse Sleipner in scharfer Gangart mit langem Bart und wehendem Mantel durch die Lüfte und trägt dabei in der rechten Hand eine Lanze oder eine Keule, seltener einen Blitzstrahl. In dieser Auffassung erscheint er auch auf den sogenannten Jupitersäulen von Westdeutschland, die man mit Unrecht als römische Gottheit aufgefaßt hat. — Die Sage läßt Wodan auch von neben ihn herfliegenden Raben begleitet sein. Unten im Tal im Bezirke des früheren Klosters von Holzkirchen (Bezirk Marktheidenfeld) befindet sich in einer Kirche ein aus dem 12. Jahrhundert stammen-

[1] Vgl. Germanien, 1933, S. 264—267. Die Red.

des Flachbild eingebaut, das einen Reiter mit fliegendem Mantel in Begleitung von Raben wiedergibt. Hiermit ist auch Wodan gemeint. — Der alte Volkskaiser Rotbart, der sich nach der Sage in den Kyffhäuser oder Unterberg, wo Raben den Berg umkreisen, zurückgezogen hat und hier darauf wartet, daß das bedrängte deutsche Volk ihn wieder ruft, ist sicher eine Erinnerung an Wodan. Auch in dem bekannten Berggeist Rübezahl mit seinem langen Bart und wehenden Mantel stecken sicherlich Züge des alten Windgottes Wodan, der diese Form der Volkstümlichkeit angenommen hat, als seine letzten Anbeter vor dem siegreich vordringenden Christentum sich in die öden Berge zurückgezogen hatten.

Nach der germanischen Mythologie verlassen die Götter in den Zwölfnächten oder Rauhnächten zwischen Weihnachten und Heiligendreikönigen ihre himmlischen Wohnsitze und steigen auf die Erde herab, um ihre segnenden Umzüge durch die Fluren und Äcker zu halten. Ihnen voran reitet Wodan auf seinem schnellfüßigen Sleipner durch die Lüfte und ficht dabei seinen Kampf mit den Winterriesen aus. Anlaß zu dieser Deutung mögen das Brausen und Pfeifen des Windes um die einsamen Gehöfte, das Ächzen und Stöhnen der Baumriesen in den Urwäldern unter dem Sturm, die am Himmelszelt dahinjagenden Wolken und Spukgebilde gegeben haben. Alles dieses mußte in den Gemütern des Volkes den Glauben an jagende Gestalten erwecken, an eine wilde Jagd oder ein wildes Heer von gespenstischen Gestalten. So wurde Wodan mit der Einführung des Christentums zum wilden Jäger mit seinem wilden Heer, zum Nachtjäger gestempelt, der unter Begleitung von Hundegekläff und sonstigem Schrecken erregenden Lärm durch die Lüfte dahinbraust und die gottverlassenen Seelen mit sich schleppt. Später brachte die Volkssage den Anführer dieser wilden Horde mit bestimmten geschichtlichen Persönlichkeiten in Verbindung, wie Oberjäger Hans Hackelberg, Junker Jäckele, Herr von Rodenstein, General Sparr, Dietrich von Bern u. a. m. — Auf die wilde Jagd bezügliche Darstellungen finden sich ebenfalls an christlichen Kirchen. Als solche sind u. a. zu deuten Jagdszenen an der Johanneskirche zu Schwäbisch-Gmünd, sowie am Kirchenportal von Groß-Linden bei Gießen.

Donar schließlich erscheint uns an einer Bildhauerarbeit an dem soeben genannten Kirchenportal von Groß-Linden als ein Mann mit einem Hammer wiedergegeben. Der Hammer war bekanntlich das Abzeichen dieses Gottes.

Verschiedentlich wurden die heidnischen Götter von den Verkündern der neuen Lehre wohl übernommen, aber zu christlichen Heiligen gestempelt. Der Lanzenschwinger Wodan wurde zum heiligen Georg, dessen Festtag auf den 24. April, also in die Zeit der erwachenden Natur fällt, zu welcher die Kälte und Finsternis des Winters von der Wärme und dem Licht des Frühlings überwunden wird. Der Kampf, den dieser kühne Ritter mit dem Lindwurm oder Drachen ausficht, soll den Kampf zwischen Winter und Frühling symbolisieren. — Die Heiligen Martin und Michael hängen gleichfalls mit der nordischen Mythologie zusammen. Bei ersterem sprechen dafür die Bezeichnungen Martinsgans, Martinshörnchen und Martinswein. Sicherlich verbirgt sich unter diesen Heiligen ebenfalls Wodan. In die Kirchhofsmauer der dem heiligen Michael geweihten Kirche zu Gudensberg bei Kassel ist ein Stein mit einem eingemeißelten Huf eingesetzt, von dem die Sage geht, daß der schneeweiße Schimmel des Kaisers Karl den Abdruck hinterlassen habe, dadurch, daß er, um das dem Verschmachten nahe Heer des Kaisers dadurch vor dem Untergange zu retten, durch das Schlagen seines Hufes eine Quelle hervorsprudeln ließ. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Stein von einer Verehrungsstätte Wodans herstammt und, um den Neubekehrten entgegenzukommen, in die Kirchhofsmauer eingesetzt wurde [1]. An die Stelle von Donar ist stellenweise Petrus als Wettermacher getreten. In bestimmten Gegenden Westfalens muß man am Petritage an die Hauspfosten

[1] Über die Hufeisensteine u. -sagen vgl. „Germanien“ 1934. Heft 1. Die Red.

mit einem Hammer schlagen. Der Hammer aber ist das Symbol und die Waffe des Donnergottes der alten Germanen. Nach Bernoulli soll die heilige Kümmernis oder Willgefortis, die ihre Hauptverehrungsstätte in Neufahrn bei Freising besitzt, eine an einem Kreuz hängende bärtige, mit einem langen Ärmelrock (anstatt mit einem Lendenschurz wie der Gekreuzigte) ausgestattete Person auch auf den Donnergott zurückzuführen sein.

Die germanischen Schicksalsgöttinnen oder Nornen Urd, Verdandi und Skuld, wie sie in der Edda heißen, finden sich wieder in drei heiligen Frauengestalten der christlichen Kirche, die das Volk als Einbede, Warbede und Willibede oder auch als Ainbeth (Embeth), Barbeth und Wilbeth benennt.

Andere Gestalten der germanischen Götterwelt wurden von der Kirche zu Dämonen, Unholden, unterirdischen Koboldeu, Zwergen und wie diese Gestalten der Sage und Märchen sonst heißen mögen, herabgedrückt. Auch sie finden sich verschiedentlich an christlichen Kirchen wiedergegeben, zumeist als kleine, fratzenhafte, kauernde Männchen mit einem zu großen Kopf, langen Armen und kurzen Beinen, sowie mit langem, häufig zu Zöpfen geflochtenem Bart. Solchen Gestalten begegnen wir an den Kirchen zu Hirsau, Plieningen bei Stuttgart, von Markt-Oberdorf (Allgäu), der Heiligengeistkirche zu Gmünd und anderwärts an Gesimsen, Giebeln, Türen und Säulen. Es handelt sich hier um abgesetzte Gottheiten, die man in den Augen des Volkes lächerlich machen wollte.

In der Marienkirche zu Prenzlau steht ein Taufbecken aus Erz auf drei kauernden Gestalten, welche die Volksüberlieferung als „Heidengötter“ bezeichnet. Jung nimmt an, daß man durch diese ihre Stellung habe andeuten wollen, sie wären fortan dem siegreichen Christengott untertänig geworden.

Verschiedentlich sind an christlichen Kirchen auch Gestalten eingemeißelt, die ihre Deutung nur in der Annahme finden können, daß hier gleichfalls böse Mächte oder Unholde wiedergegeben werden sollten, zumal ihnen vereinzelt auch auf die Kirche bezügliche Dinge gegenübergestellt sich finden. Offenbar sollte das christliche Symbol diese als heidnische Dämonen anzusehenden Gestalten beschwören, ähnlich wie der Katholik durch Bekreuzen den Teufel abwehren will. Eine Bildhauerei an dem Bogenfeld der Türe der Sigismundkapelle von Oberwittighausen bei Mosbach (Baden), von der die Überlieferung berichtet, daß sie über einer uralten heidnischen Kultstätte steht, findet sich ein mit einer Kette um den Hals an einen Baumstamm gefesseltes Teufelchen, ein geflügelter Drache, ein geflügelter Teufelskopf und ein Lindwurm dargestellt. Diese bösen Mächte sollten sicherlich durch die Kirche unschädlich gemacht werden. Das gleiche dürfte auf chimärenartige Tiere, eins darunter halb Löwe, halb Drachen, das seinen Schwanz um einen Menschen windet, am Chor der Kapelle der heiligen Kunigunde bei Burgerroth (Unterfranken) zutreffend sein. An einem Bogenfelde der Kirche in Eichel bei Wertheim sieht man ein gehörntes Lamm mit dem Kreuzesstab, also dem Symbol des Christentums, und einen Wolf, das Symbol des bösen Feindes, einander gegenüberstehend.

Das Sonnenrad ist ein uralter Verehrungsgegenstand nicht nur der nordischen Völker, sondern auch anderer auf dem Erdenrund. Aber gerade bei ersteren mußte diese Verehrung eine besonders ausgeprägte Form annehmen, da bei ihnen ein groß Teil des Jahres die alles lähmende Finsternis herrscht und das Wiederscheinen des Sonnenballes und sein ständiges Höhersteigen am Horizont große Freude auslösen mußte. So war es natürlich, daß man die Sonne zu einem Gott erhob und ihr besondere Ehren erwies.

(Schluß folgt)

Eine Gaugerichtsstätte bei Nordhausen?

Von Dr. E. Runge

Im Zorgetal, 7 km nördlich von Nordhausen, liegt am Eingang in das Dorf Niedersachswerfen im Hof einer Sägemühle das sogenannte „Riewenheiwet“. Es ist



„Riewenheiwet“ beim Dorf Niedersachswerfen. Ansicht fast genau von Osten. Hinten links der Kohnstein, rechts Harzvorberge.

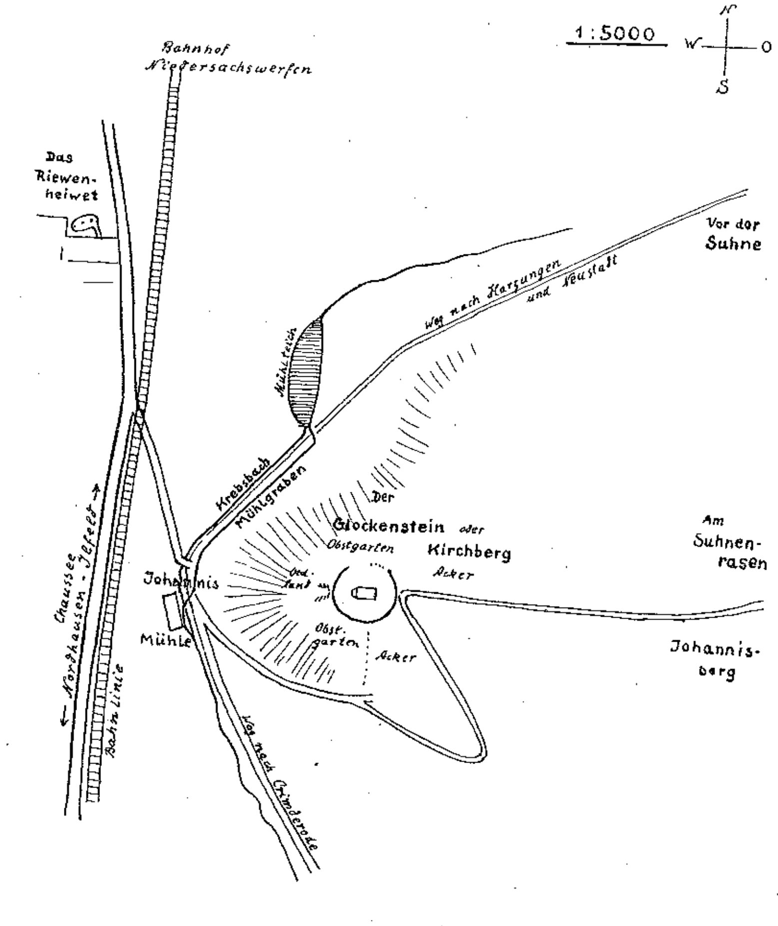
ein künstlicher Hügel von ungefähr ovaler Form (Abb. oben). Er ist 3 m hoch, seine obere Fläche mißt etwa 8 : 14m, zwei stark verwitterte Felsbrocken liegen darauf; der eine hat etwa einen Kubikmeter Rauminhalt, der andere ist kleiner. Sechs Linden stehen darum, sie sind aber jung und nicht nach den Himmelsrichtungen angeordnet. In derselben Linie wie die beiden erwähnten Blöcke liegt an dem Abhange nach Westen zu ein dritter. Diese Linie weicht um ungefähr 20 Grad von der Ost-West-Richtung nach Süden zu ab. Die ganze längliche Gestalt des Hügels erstreckt sich in dieser Richtung, doch ist es nicht sicher, ob die ursprüngliche Form nicht verändert worden ist, als die jetzt an ihn grenzenden Grundstücke eingezäunt wurden.

Vor fünfzig Jahren lag der Hügel angeblich noch in freiem Felde. Noch früher soll nach Aussage eines alten Nordhäusers ein Kranz von Steinblöcken auf ihm gestanden haben, aber keine Bäume. Auf der Südostseite führt ein Wall in bequemer Neigung von dem Hügel hinab und läuft sich gegen den Zaun des Nachbargrundstückes tot. Wenn man die Richtung dieses Walles weiter verfolgt, so gelangt man in spitzem Winkel über die Landstraße und die Eisenbahn und dann auf den Kommunalweg, der zwischen der alten Johannismühle und dem Johannisberge hindurch und weiter im Bogen auf diesen hinaufführt (s. Plan S. 38). Der Johannisberg erhebt sich ungefähr 50 m über die Talsohle, sein nach Norden und Westen gerichteter Vorsprung heißt der Glockenstein. Hier befindet sich eine weitere bemerkenswerte Anlage.

Inmitten einer niedrigen runden Umwallung von 60 m Durchmesser liegt auf einem flachen grasbewachsenen Kegel eine 1½ m hohe rechteckige Aufschüttung von 10 zu 20 m Größe, genau ostwestlich gerichtet. Um deren Rand herum stehen Linden verschiedenen Alters, die anscheinend zum Ersatz älterer Bäume gepflanzt sind. An der kurzen Westseite zeigt das Rechteck einen halbrunden Vorsprung. Am Ostende sind unregelmäßige Erhöhungen. Die Umwallung ist durchschnittlich ¾ m hoch und ebenso breit, aus Steinen gemauert und jetzt oben mit Gras bewachsen; nach innen zu geht sie in den Rasen über, von außen sieht man das Mauerwerk. Die Westrichtung ist durch einen kleinen Steinblock gekennzeichnet, ebenso die Südwestrichtung. Im Westen befindet sich dicht außerhalb des Ringwalles eine flache, nach Westen auslaufende Erhebung. Auf der Nordseite fehlt die Umwallung ein ganzes Stück, doch zeigt ein Knick in der Profillinie des hier steiler abfallenden Hügels, daß Erdarbeiten gemacht worden sind, um den Platz innerhalb des Ringes etwas ebener zu machen. Ein Zugang ist nirgends mit Sicherheit zu erkennen, doch sieht man, daß der obenerwähnte Zufahrtsweg den Hügel herauf früher anders verlaufen ist; er macht jetzt eine Schleife und berührt den Ringwall im Osten, während die

ursprüngliche Fortsetzung überpflügt ist, die vielleicht im Bogen auf den Platz führte. Eine Bresche in der Mauer ist jedoch nicht zu erkennen.

Wahrscheinlich ist hier eine **Gaugerichtsstätte** gewesen. Überliefert ist allerdings nichts der Art. Vielmehr wird die Anlage als Grundmauern einer Kirche oder Kapelle gedeutet. Diese soll im 30jährigen Krieg zerstört worden, und die Glocken sollen später nach Niedersachswerfen gekommen sein. Darauf beziehen sich die Namen „Kirchberg“ und „Glockenstein“. Auf einer Karte fand ich auch die Bezeichnung „ehemaliges Johanniskloster“. Für ein Kloster ist das Ganze selbstverständlich viel zu klein; ich habe dies Johanniskloster auch sonst nirgends erwähnt gefunden. Eine Kapelle könnte natürlich dagewesen sein (vielleicht liegen ihre Trümmer unter den Unebenheiten am Ostende der Aufschüttung), das würde aber nichts gegen eine ursprünglich andere Bestimmung der ganzen Anlage beweisen.



In der Nähe finden wir die Flurnamen „vor der Suhne“ und „am Suhnenrasen“, was vielleicht mit Sühne zu tun hat? Daß am Fuß des Johannisberges eine jetzt verfallene Mühle steht, gibt auch zu denken. Mühlen hatten eine besondere Beziehung zur Rechtspflege, sie standen unter erhöhtem Rechtsschutz, so fand in ihnen z. B. ein Verfolgter Zuflucht wie am Altar. — Eine Urkunde berichtet, daß die Herren Dietrich II. und Heinrich II. von Hohenstein im Jahre 1290 einen Gerichtstag bei Niedersachswerfen abgehalten haben. Man bezog diese Angabe bisher auf das Riewenheiwet, es erscheint aber wahrscheinlicher, daß sich die Herren der größeren Stätte bedient haben, wo sich bequem einige tausend Zuhörer versammeln konnten.

Was das Riewenheiwet zu bedeuten hat, ist unklar. Es wird als Gerichtsstätte des Dorfes angesprochen, aber es ist auffällig, daß der Aufgang zu den Steinen nicht vom Dorfe, sondern entgegengesetzt, von der Richtung der Gaugerichtsstätte her kommt. Ein weiterer Umstand spricht dafür, daß ein Zusammenhang beider Stellen bestanden hat. Trägt man die obenerwähnte durch drei Steine bestimmte Linie des Riewenheiwet auf der Karte ein und desgleichen die ostwestliche Längsachse der Gaugerichtsstätte, so schneiden sich beide ungefähr 1 km entfernt auf dem jenseitigen Zorgeufer an einem interessanten Punkt. Dort lag das „Kuxloch“ in einem Vorsprung des Kohnsteins; leider ist dieser Teil des Berges in den letzten Jahrzehnten von der Gipsindustrie gesprengt und abgebaut worden. Das Kuxloch war eine Höhle, welche Spuren künstlicher Erweiterung und Balkenlager aufwies. Eine verkleinerte Nachbildung ist im Nordhäuser Museum zu sehen. Zur Franzosenzeit und im Dreißigjährigen Krieg ist sie als Zufluchtsstätte benutzt worden, es ist aber sehr gut möglich, daß sie auch schon viel früher bekannt war und ehemals kultischen Zwecken gedient hat. Jedenfalls ist das Kuxloch ausgiebig satanisiert worden. Der Teufel spukte angeblich darin, die „Mönchsklippen“, der „Mönchsgang“ und das „Höllental“ in unmittelbarer Nachbarschaft zeigen das Interesse, das die Kirche daran nahm. Es ist ein Jammer, daß die Industrie dieses Denkmal zerstören konnte [1], ehe es auf etwaige vorchristliche Spuren hin durchforscht worden war. So bleibt natürlich meine Annahme, daß Gaugericht, Riewenheiwet (Opferstein?) und Heiligtum einst zusammengehörten, vorerst eine unbeweisbare Vermutung.

Nachwort der Schriftleitung: Es ist möglich, daß der Sinn der Ortsnamen Aufschluß über die Bedeutung der Anlagen gibt. Aber ohne Kenntnis der älteren Formen können nur mit allem Vorbehalt Vermutungen geäußert werden.

Der Ringwall liegt in der Nähe von Niedersachswerfen. Das auslautende n kann der Dativ der Mehrzahl sein, der sich als Überrest einer alten präpositionalen Ortsbezeichnung („zu den . . .“) häufig findet. Werf, Warf = Drehung, Wendung, kreisförmiger Gerichts-, Kampfplatz, Wall (Jellinghaus, Die westfäl. Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 1923; Lexer, Mittelhochdeutsch. Taschenwörterbuch). — „Sachs“ darf vielleicht mit der ursprünglichen Bedeutung von Sache zusammengebracht werden: Streit, Rechtshandel.

Das Kuxloch kann man vielleicht ableiten von kiuwe, da das zugehörige Tätigkeitswort eine mitteldeutsche Form kügen hat. Kiuwe aber heißt Rachen (vom Teufel und von Tieren). Teufelsrachen würde gut in den Zusammenhang passen.

Klopstock und das Hermannsdenkmal

Von Prof. Dr. H. Kraeger

Landgraf **Friedrich** V. **von Hessen-Homburg** [2], neben Friedrich dem Großen einer der prächtigsten, hochherzigsten Deutschen auf den Thronen des 18. Jahrhunderts, hatte im Herbst 1782 mit seinen beiden Ältesten auf einer Reise durch Westfalen und Niedersachsen auch das „Winfeld“ bei Detmold, die Stätte der Römerschlachten, besucht und ein Hermannsdenkmal geplant. So kündigte sich vor fast 100 Jahren das an, was Bandel 1875 auf der Grotenburg enthüllen sollte.

[1] Eine der wenigen Stätten in Deutschland, wo heidnische Bräuche noch in ununterbrochener Überlieferung lebendig sind, der Questenberg am südlichen Harzrand, ist vor einigen Jahren nur durch die zufällige Anwesenheit Herman Wirths vor demselben Schicksal bewahrt geblieben!

[2] Vgl. den sachkundigen Sonderdruck des Baurats H. Jacobi, Heft XVI der Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Homburg v. d. H., 1925.

Der Landgraf sprach in Hamburg bei Klopstock vor, der seinem Freunde Gleim meldete:

„Er will Hermann auf der Höhe von Winfeld ein Denkmal setzen. Ich mache die Inschrift. Sobald sie fertig ist, schicke ich sie Ihnen. Oben auf der 40 Schuh hohen Piramide eine Kugel und daran die Irmensäule."

Klopstock schickte hinter dem bald wieder abgereisten Fürsten mehrere Briefe in der von ihm beliebten Laut-Schreibweise her, so am 4. 10.:

„Di Irmensäule, gestehe ich, erläbte ich noch gern. Di Forstellung davon macht mir zu fil Fergnügen, um es nicht läbhaft zu wünschen. Ich bin bald in der Helfte meines 59ten Jahres; und dan ist man noch sterblicher, als in früheren Jahren", und

am 18. 10.

„Ich läge Ew. Durchlaucht hier meine Ideen fon der Piramide hin. Si sind nicht sonderlich gezeichnet, allein das tut nichtz zur Sache; den sie haben doch wenigstens di fon mir gedachten Ferhältnisse. Die Ovale, ferstet sich, muß nur die Form der Schönheit folgen. Oben an der Kugel stünde: ‚Die Irmensäule', ich meine nach derjenigen Seite zu, die die erste Aufschrift hette u. nach där zugleich ein gemachter Wäg fürte; dieser ginge dan um die Säule herum, er endigte vor der dritten Seite. Die Ovale müßte etwas herforragen, u. fon Marmor sein, alles andre der herteste Feldstein, dän man finden könnte. Dürfte die Piramide etwa firzig Fus (12 m) hoch sein?"

Wie die Irmensäule, worunter man sich alles mögliche vorstellen konnte, im einzelnen beschaffen sein sollte, geht aus den Andeutungen nicht hervor. Denn Klopstocks Riß, der vielleicht eine gestützte Pyramide oder einen Obelisk mit Kugel vorstellte, ging leider verloren. Dagegen sind die Inschriften, die für einen Dichter zweifellos das Wichtigste waren, erhalten, und zwar für die erste Seite:

„Lerne Hermann kennen, Reisender, er verdiene ihn zu kennen. — Die Römer hatten alle Völker, bey denen sie Raub antrafen, unter das Joch gebracht. Jetzo beherrschte sie Augustus, zu dessen Zeit Christus gebohren ist. Derselbe Kaiser sandte sein tapferes Heer nach Deutschland, er gab ihm, um es noch furchtbarer zu machen, Obersten, und nicht wenige Freiwillige aus den stolzesten Geschlechtern Roms. Hermann, Sigmars Sohn, noch ein Jüngling, vertilgte dieß Heer, in einer dreytägigen Schlacht. Diese große Tat, die am Knochenbache hier, und auf der Senne geschah, legte den Grund dafür, daß Deutschland nicht ist erobert worden," —

auf der zweiten Seite:

„Hundert und ... Jahre später hat ein edler und riesenhafter Römer in starrer unvergänglicher Geschichte so von ihm gezeugt: — Hermann war der Befreyer Deutschlands. Er griff nicht, wie andere Könige und Feldherren, die beginnende Macht der Römer an, sondern unser Reich in seiner vollen Größe. Er war glücklich, oder unglücklich in Schlachten: unüberwunden im Kriege. Seitdem er uns Varus und drey Legionen getödtet hatte, hielten wir wohl Triumphe über die Deutschen, aber wir besiegten sie nicht. Hermann hat sieben und dreißig Jahre gelebt, und zwölfe das Heer geführt. Er wird bis auf den heutigen Tag unter seinem Volke besungen. — Und jetzo, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wird ihm dieses Denkmal gewidmet. — Friedrich Ludwig Wilhelm, Christian, Landgraf von Hessen Homburg, hat es vorgeschlagen ... gesetzt und Klopstock die Aufschrift gemacht," —

und auf der dritten:

„Unserer Vorfahren Lieder von Hermann sind nicht mehr, allein er wird auch jetzt noch unter uns besungen.

Hermann sprach: Sieg ! oder Tod!
der Römer: Sieg!
Und drohend flog ihr Adler.
Das war der erste Tag.
Sieg oder Tod! Begann
Ihr Feldherr nun. Hermann schwieg,
Schlug. Der Adler flatterte.
Das war der zweyte Tag.
Der dritte kam. Sie schrien: Flucht! oder Tod!
Flucht ließ er den Freiheitsräubern nicht!
Flucht nicht den Säuglingsmördern!
Das war ihr letzter Tag!"

Für die Schrift wollte der Dichter

„Deutsche Buchstaben schikken, mit dären Form Si, wie ich hoffe, zufrieden sein wärden. Es müßte aber auch ein Bildhauer sein, där schreiben könte; den sonst würde är si nicht machen können. Wen mit beidem, der Säule und den Marmortafeln, zugleich angefangen würde, so stelle ich mir for, würde es nicht so lange dauern. Mich ferlangt ser, nun fon Ew. Durchlaucht fon der Sache zu hören."

Der Landgraf hatte sich inzwischen an das Fürstenhaus in Detmold gewandt, wo „man keine Schwierigkeiten wegen dem herrlichen Denkmal machen wird; sollte es vielleicht Kosten halber geschehen, so werde ich vorschlagen, es zu bezahlen".

Mit der Höhe des Mals und dem auf 13 Quadratfuß geschätzten Fußgestell war er ganz einverstanden. Er wollte sich aber nicht bloß in der Ferne, sondern auch in unmittelbarer Nähe an Hermann erinnern lassen:

„Wann Sie einmal hierher kommen, so werden Sie etwas finden, das schon in der Geburt ist, und Ihnen hoffe ich gefallen wird. Es ist ein Wald, blos dem Patriotismus gewidmet! Am Eingang kommt eine Ehrenpforte, zu Ehren Hermanns, von Steinen errichtet, die alle von römischen Gräbern genommen werden, die sich hier in großer Anzahl befinden, mit einer Inschrift, die die Deutschen an ihren alten Ruhm erinnert. Dann ist ein Obelisk, zum Denkmal auf Siegmar. Endlich kommt ein Tempel der berühmten Deutschen, den das Bild, oder das Kupfer, oder das Medaillon von den Kernmännern der alten und neuen Nation zieren wird."

Vierzehn Tage später antwortete aus Detmold die Regentin Christine, geb. Solms-Braunsfels, vierte Gemahlin und Witwe des Grafen Simon August, und Vormünderin ihres Stiefsohns, des Fürsten Leopold:

„Geschwinde, geschwinde, lieber Landgraf, schicken Sie mir Innschrift und Piramiden Riß von dem Großen Klopstock — der Canzler förchtet nicht allein nicht, daß es zu theuer ausfallen mögte, sondern Er verlangt sehr darnach; Ihr Anerbieten wegen der Bezahlung war sehr gütig — es freut mich indessen sehr, daß ich Ihnen Ihr dißfals gegebenes Wort wieder zurück geben kann; davor verlange ich aber — und nehme keine Wider Rede an — davor also verlange ich, daß Sie bester Landgraf gegenwärtig sind, wenn die Piramide errichtet wird, und daß Sie den Grundstein dazu legen; denken Sie nur, welche Ehre ich Ihnen damit erweise zum andenken der alten Römer so was von Ihnen zu verlangen, daß können Sie nicht abschlagen. Der würdige Canzler freut sich wirklich sehr, daß Ihnen die Merkwürdigkeit in unserer gegend so wichtig ist."

Diese frohe Botschaft ging durch den Landgrafen auch an Klopstock:

„Freuen Sie sich. Sie erleben die Irmensäule. Ich habe Antwort von Detmold; es wird gemacht, und ich soll nichts dazu bezahlen, welches mir leid ist; nur ist eine Bedingung, ich soll selbst den Grundstein legen. Dieses könnte nun wohl den künftigen Sommer geschehen; und hätte ich Lust, auch eine Bedingung dabei zu machen, daß Sie gleichfalls hinkähmen; es ist ja nicht weiter, Sie müßten auch so ein Amt dabey verrichten.

Hier ist noch ein Einfall. Sollten wir nicht, um alles vollkommen zu machen, den H. Oeser, den berühmtesten deutschen Künstler wegen der Säule um Rath fragen; sind Sie es zufrieden, so schreibe ich gleich meiner Schwägerin von Weimar, sie kennt Oesern, und wird die Sache mit vielem Eifer treiben. Alsdann enthält dieses eine Denkmahl drey verschiedene Denkmähler, das Gedächtnis der Schlacht, Ihre Inschrift, und Oesers Monument."

Der Dichter, nicht mit allem einverstanden, antwortete am 18. 1. 1783:

„Ich freue mich nicht wenig, daß ich nun hoffen kan, die Irmensäule zu erläben. Wi gerne were ich künftigen Sommer bei u. trüge Ihnen den Grundstein. Ich gehe zuweilen in dieser Forstellung so weit, daß ich mir si als wirkl. denke. Aber wen ich dann wider kalt wärde, so felt mir so filerlei dabei ein, z. E. daß ich mich meinem 60ten Jahre nahe; daß ich nicht allein reisen möchte ... Si wolten eine Piramide. Meine überschikkte Zeichnung war weiter nichtz, als eine Frage: Ob sie eine mit einem Fusgestell, und fon den angegebenen Ferheltnissen haben wolten? Ich würde freilich für mich eine trajanische oder antoninische Säule (ich meine die Ferheltnisse) forzien. Ich weiß nicht, ob Oeser ein großer Bildhauer ist; ein großer Maler scheint är mir, nach den Gemälden, di ich fon im gesehen habe, nicht zu sein. Ich seze den Fall, daß Si Sich for eine Trajan, oder Antoninsäule entschließen; so dürften Si ja nur die Proporzion fon einem mäßig geschikten Zeichner lassen zeichnen, u. Si haben alles, was Si brauchen. In Irem Parke sind zwei fortrefl. Gedanken: Ein Hermannsdenkmal aus römischen Grabsteinen; und dan, daß Si meiner, u. wie ich sehe, auch Ires alten Sigmars nicht fergessen. Aber daß Hermans Denkmal eine Erenforte sein soll, dawider habe ich das, daß nur där, wi es mir forkommt, eine bekomen kan, där auch dadurch einziehen kan."

Fürchtete der Dichter von Oeser, den er ablehnte, verdrängt zu werden? Er verallgemeinerte noch:

„Sobald Si einen Maler sich etwas vorschlagen lassen, so wil är Ihnen fon dem Augenblikke an, da Si di erste Silbe dafon aussprechen, Geseze gäben. Den es ist auf dem ganzen Erdboden nichtz weiseres und tiefinnigeres als ein Maler. Ich habe noch keine Ausname erläbt." —

Es kam Klopstock eben beim Denkmal mehr auf die literarische als auf die bildende Kunst an, und der Landgraf gab dem nach:

„Ich habe auch dem Oeserischen Vorschlag entsagt, und wünschte nun, das es ordentliche Antoninische Säulen wären, weil die Basis dieser Säulen Art gerade die gehörige Größe hat, um die Inschrift zu enthalten. Ich werde Ihnen ein Model davon schiken.

Die Erinnerung wegen der Ehren Pforte des Hermanns finde ich auch sehr wahr; nun möchte ich wissen, ob die nämliche Sache wenn man den Nahmen ändert und nennt es blos Monument, angehen könnte, oder auf welche ander Art ich es am besten machen könnte."

Die lebhaft betriebene Sache war aber damit erledigt. Auch aus der Parkanlage, wohl im „Großen Tannenwalde", eine halbe Stunde von Homburg, ist nichts geworden. In dem vom Landgrafen beabsichtigten „Tempel der berühmten Deutschen" klingt aber an, was nach fünfzig Jahren in der Regensburger Walhalla vom König von Bayern verwirklicht wurde. — Die Vergangenheit ließ jedoch dem Fürsten keine Ruhe, der den „Hunnenberg" im Magdeburgischen, wo schon sein Großvater Gedenkbäume gepflanzt hatte, dem Hunnenbesieger Heinrich dem Vogler weihen wollte:

„J'espère immortaliser le lieu et moi même par un monument simple, mais digne de cet endroit. S'y je pourviens à la faire ériger, ainsi que celui de Detmold, j'aurais consacré les deux places les plus glorieuses à l'Allemagne, et j'aurais bien mérité de ma patrie," schreibt er 1788 in sein Tagebuch. —

Der Briefwechsel mit Klopstock stockte. Die Zeitereignisse standen zwischen dem Fürsten, der in Wort und Schrift gegen die Große Revolution, und zwischen Klopstock, der aus dichterischer Unwissenheit und vielleicht auch auf Logenparole hin zuerst für sie war. Der Fürst verstand mit Recht nicht — und führte das in einer unveröffentlichten „Ode an Klopstock" aus — wie der Sänger des Messias und des Hermann, des Befreiers Deutschlands,

„bei den aus der französischen Staatsumwälzung hervorgegangenen Kriegen nicht der deutsche Tyrtäus habe sein wollen gegen den Erbfeind, daß er die Heldentaten der tapferen deutschen Krieger nicht gefeiert, vielmehr den Galliern Hymnen gesungen habe und Bürger ihrer Tiger-Republik geworden sei. Der Dichter solle das Band, das ihn schände, zerreißen, seine Leier nicht länger stumm bleiben lassen und für die Taten seiner tapferen Landsleute und seinem Vaterlande das sein, was er ihm zu sein den Beruf und die Pflicht habe..."

1794 schreibt der Landgraf nach Detmold:

„Wie kommt es, das mein schönes Monument auf dem Winfeld, so gänzlich in den tiefsten Brunnen fiel?"

und 1802 an den 79jährigen Dichter:

„Ich bin in einer unangenehmen Ungewißheit, was Sie von mir denken, da unser Plan wegen der Säule auf dem Winfelde nicht ausgeführt wurde. Diesen Nebel muß ich vor allen Dingen erst zerstreuen. Wie ich in Detmold den ersten Antrag machte, war der Fürst noch unter Vormundschaft; man wollte gern den Zeitpunkt seiner Volljährigkeit abwarten. Sobald diese eintrat, sprach ich selbst mit ihm und er gab mir das Versprechen, es auszuführen. Aber gleich nachher fiel er in eine traurige Gemütskrankheit, die einige Jahre dauerte. Kaum war er genesen, so kam der lange Krieg, welcher so viel Gedanken und Hoffnungen Scheitern machte.

wollen Sie nun, daß ich jetzt wieder soll aufleben lassen, so bin ich bereit dazu; nur scheint mir der Augenblick nicht schicklich, dem Vaterlande, das leider so viele neue Schande belastet, wovon mir wenigstens das Herz blutet, ein Ehrendenkmal aufzurichten."

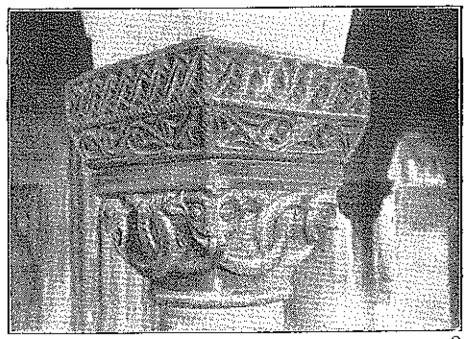
Klopstock antwortete am 2. April 1802:

„... Die Deutschen (ich mag nicht wir Deutschen sagen), sind viel zu wenig vereinigt, um mit ihrer ganzen Kraft handeln zu können. Gleichwohl haben sie, in diesem Nichtverein und bey solchen Angriffen, so viel gethan, daß ich das Wort Schande mit ihrem Namen nicht aussprechen mag. Daß Sie Hermanns Denkmal nicht vergessen konnten, das wußte ich sehr gut, und Sie habens ja auch nicht gethan."

Ein Jahr darauf, am 14. 3. 1803, verschied Klopstock, der dem Hermann in seinen Dichtungen ein so würdiges Denkmal gesetzt hatte. Er wäre aber kaum in der bildenden Kunst bewandert genug gewesen, um aus dem Handgelenk für das „Winfeld" das Richtige vorzuschlagen! — Ernst von Bandel, drei Jahre vor Klopstocks Tod, um die Jahrhundertwende geboren, setzte an jene eine, gewaltige, Aufgabe sein ganzes Leben. Wenn Klopstocks Vorschlag auch mit den ausgesuchtesten Inschriften nur einen literarischen Gedenkstein für den Helden ergeben hätte, stand in Bandels Schöpfung auf der Grotenburg der große Tote selber wieder auf: er bedurfte jetzt kaum rühmender Worte mehr, die deshalb nur kurz und unauffällig unterhalb der Gestalt in der Wandelhalle und auf dem Schwerte angebracht sind. Denn was zu sagen ist, das tut dieser Hermann: er trägt es, den Fuß auf den römischen Beutestücken, die Waffe erhoben, durch sich selber vor.



1



2

Quedlinburg – eine germanische Kultstätte?

Von Dr. Otto Huth

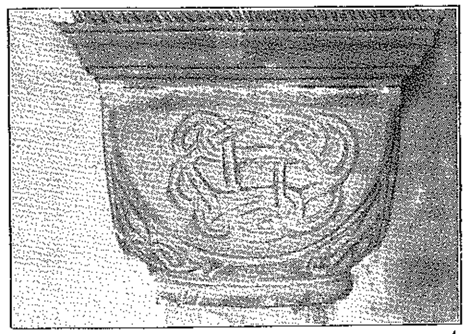
Quedlinburg hat eine der ältesten Kirchen der Harzgegend, was wahrscheinlich macht, daß hier eine germanische Kultstätte lag. Bewiesen wäre dies, wenn sich bewahrheitet, was uns berichtet wird: Vom Quedlinburger Dom aus sollen sechs Ortungslinien strahlenförmig nach wichtigen Geländepunkten auslaufen. Dies werden wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Soviel aber ist sicher, die „Ornamentik" des Quedlinburger Doms weist eine erstaunliche Fülle germanischer Symbolik auf.

Da sehen wir den Jahrgott mit bärtigem Sonnenhaupt, die beiden Arme erhebend (Abb. 1 links). Die segnenden Hände sind übergroß, genau wie auf einer Darstellung der schwedischen Felszeichnungen (Brastad, vgl. Wirth, Heilige Urschrift, Taf. 282 f. und 338 ff.). Dies uralte Symbol wurde an Kirchen bisher noch beobachtet zu Schwertsloch („Germanien" 1933, S. 291) und an der Spitalskirche zu Tübingen („Germanien" 1933, S. 291), ferner am Glockenturm St. Peter und Paul zu Hirsau im Schwarzwald. Zu Hirsau ist auch die zweite Figur (Abb. 1 rechts) mit dem gesenkten und gehobenen Arm, der wintersonnenwendlichen Armhaltung des Jahrgottes (vgl. Wirth, H. U., Taf. 284), zu belegen. Dieselbe Gestalt hat das Männchen von Oechsen (Germanien 1933, S. 290). Die Abb. 2 zeigt die beiden Jahrschlangen, die aus dem Munde, d. i. der Höhle, hervorkommen (vgl. Wirth, H. U., Taf. 180 ff.). Abb. 3 und 4 sind Wechselformen des Malkreuzes bzw. der vier Jahresschlingen, wie sie genau so auf Brakteaten, schwedischen Geleitmünzen, zu belegen sind. (Heil. Urschr., Taf. 424 ff., insbesondere zu 3 vgl. Taf. 426, Nr. 6, zu 4 Taf. 424, Nr. 1b und 426, Nr. 2).

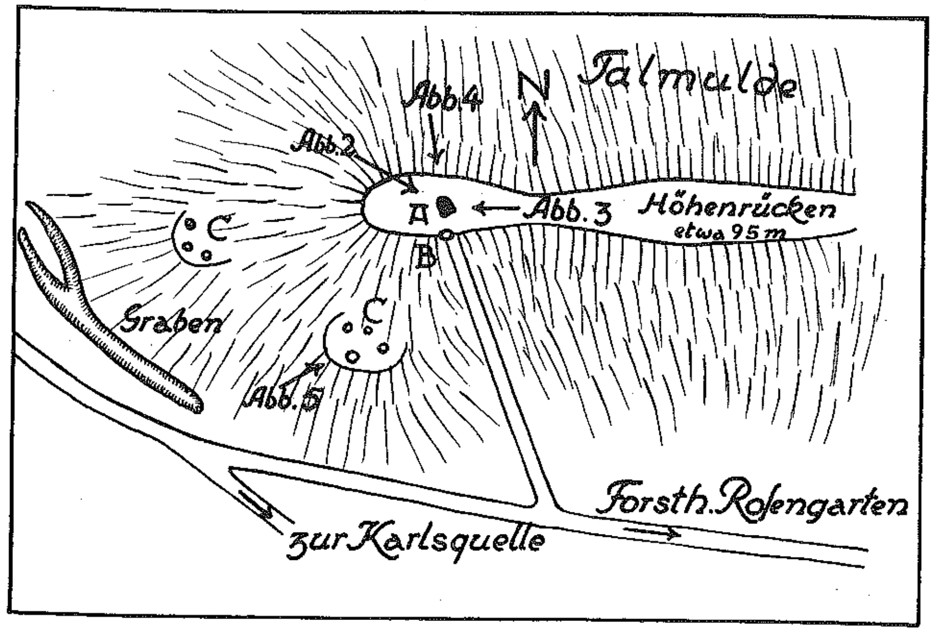
Diese Beispiele sind nur ein paar Kostproben; sie genügen bereits, die Feststellung zu rechtfertigen, daß Quedlinburg einen Schatz germanischer Überlieferung bewahrt.



3



4



A = Karlstein, B = Findling, C = Findlinge.

Zum Karlstein

Die Lageskizze gibt die Blickrichtungen der einzelnen Aufnahmen vom Karlstein, die wir in Heft 1, 1934 veröffentlicht haben. Die Skizze, die wir Herrn Ißleib-Hamburg verdanken, zeigt außer dem in Abb. 5 wiedergegebenen Geländevorsprung noch einen zweiten, der spärliche Findlingsreste aufweist. Südwestlich zieht sich ein etwa 2—2½ m tiefes, gegabeltes Grabenstück entlang. Das Alter dieses Grabens war nicht zu ermitteln, es ist aber schon mit großen, kräftigen Bäumen bestanden. Das ganze Gelände des Karlsteines ist verhältnismäßig unübersichtlich und dicht bewachsen.

Der Turm der Veleda in der Ura Linda-Chronik

Von Geh. Archivrat Dr. Kiewning-Detmold

Vorbemerkung der Schriftleitung: Wir bringen in folgendem einen Beitrag, der, zur Frage der Kohlstädter Ruine Stellung nehmend, Ausführungen der Ura Linda-Chronik als zutreffend ansieht. Diese Haltung eines Historikers vom Fach ist im gegenwärtigen Augenblick um so bedeutungsvoller, als von verschiedenen Seiten heftige Angriffe gegen die Handschrift erfolgt sind. Die Gründe, weshalb die Germanisten sich so ablehnend verhalten, beleuchtet der folgende Aufsatz dieses Heftes.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, zu der Echtheit der jetzt von Prof. Herman Wirth übersetzten und herausgegebenen „Ura Linda-Chronik" (Leipzig, Verlag Koehler & Amelang, Nov. 1933) Stellung zu nehmen. Ich leugne nicht, daß mich diese Aufzeichnungen im Zusammenhang mit Wirths Erläuterungen, die es ermöglichen, unsere germanische Vorgeschichte weit über die bisher bekannten Quellen angeblich bis zum Jahre 2193 v. Chr. zurückzuverfolgen, einfach verblüfft haben, und glaube, daß es zunächst jedem so gehen wird, der sich mit diesem Geistesstoff schon eingehender beschäftigt hat. Dennoch möchte ich

es nicht unterlassen, schon heute aus dieser Chronik auf einen Nachweis aufmerksam zu machen, der mir geeignet scheint anzuregen, eine Auffassung, die besonders unsere lippische Vorgeschichte berührt, einer Nachprüfung zu unterziehen.

Es ist mehrfach die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Ruine in Kohlstädt der bekannte Turm der altgermanischen Seherin Veleda gewesen sei. Über diese Seherin Veleda wissen wir mancherlei aus der antiken Geschichte. In seinen Historien (Hist. IV, 61) erzählt uns Tacitus, daß sie eine Jungfrau vom Volk der Brukterer war, die nach altgermanischer Sitte weit und breit Befehle erteilt habe, weswegen auch sie wie viele Frauen der Germanen für eine Weissagerin, bei wachsendem Aberglauben sogar für eine Göttin gehalten wurde. Gewissermaßen ergänzt wird diese Erzählung durch Cassius Dio (Röm. Gesch. IXVII, 5), der von einer Jungfrau Ganna spricht, die nach der Veleda im Keltenlande Weissagerin war. Es scheint, daß Tacitus selbst diese Seherin Veleda in Rom gesehen hat. In seinem berühmten Kapitel in der Germania (cap. 8) über die germanischen Frauen schreibt er: „Ja, etwas Heiliges und Prophetisches, glauben sie, wohne in ihnen, und weder verschmähen sie ihren Rat, noch übersehen sie ihre Aussprüche. Wir haben unter Vespasianus die Veleda gesehen, die lange Zeit fast allgemein für ein göttliches Wesen gehalten ward . . . nicht aus Schmeichelei und nicht als ob sie selbst sich Göttinnen machten." In seinen Historien (Hist. IV, 65) erzählt dann Tacitus weiter, daß sie in einem Turm saß. Niemand war es gestattet, sie von Angesicht zu sehen und anzureden, um die Ehrfurcht zu erhöhen. Ein Auserwählter ihrer Sippe trug Fragen und Antworten wie ein Götterbote hin und her.

Eine geschichtliche Rolle spielte diese Seherin Veleda im Bataveraufstand des Claudius Civilis 69 und 70 n. Chr. (Hist. IV und V). An diesem Aufstand, der zunächst nur die Bataver, Kannenafaten, Friesen und Chauken, also Völkerschaften unmittelbar an den Küsten der Nordsee, in Aufregung brachte, beteiligten sich weiterhin eine Anzahl germanischer Völkerstämme am rechten Ufer des Rheins, darunter auch die Brukterer, die zwischen Ems und Lippe wohnten. Schon aus politischen Rücksichten, um diese Hilfskräfte an sich zu fesseln, hat Civilis auf den Rat und die Aussprüche der Veleda aus dem Volk der Brukterer größtes Gewicht gelegt. Als es ihm endlich gelang, das römische „alte Lager" bei Xanten zu erstürmen, schickte er der Seherin unter anderen Geschenken den gefangenen Legionsführer Munius Lupercus als Opfer: damals hatte sich ihr Ansehen gehoben, erzählt uns Tacitus, denn sie hatte den Erfolg der germanischen Waffen und die Vernichtung der Legionen vorausgesagt. Lupercus wurde allerdings schon unterwegs umgebracht. Als dann im Anschluß an diesen Erfolg bei Xanten die Tenkterer darauf drängten, daß die Stadt Köln vollkommen zerstört würde, baten die Bürger zu berücksichtigen, daß sie eine germanische Siedlung wären, und versprachen Aufhebung der Zölle und der Handelsbeschränkungen, auch den freien Flußübergang. Sie erklärten sich bereit, Civilis und Veleda als Schiedsrichter anzunehmen und durch sie die Verträge bestätigen zu lassen. Man darf annehmen, daß Veleda durch ihre Fürsprache die Stadt Köln gerettet hat, denn Tacitus erzählt, daß, nachdem die Tenkterer beschwichtigt waren, Gesandte mit Geschenken zu Civilis und Veleda abgingen und bei dieser alles nach dem Willen der Kölner durchsetzten. Durch die Ernennung des Petilius Cerialis zum römischen Befehlshaber trat ein Umschwung in der Kriegslage ein. Civilis wurde zurückgedrängt, doch erkämpfte er noch manchen Gelegenheitserfolg. So benutzte er einmal eine dunkle und wolkige Nacht, um das römische Lager zu überfallen. Selbst ein Teil der Schiffe wurde fortgeschleppt, darunter auch das durch eine Flagge ausgezeichnete Feldherrnschiff, ein Dreiruderer. Dies prätorische Schiff wurde dann die Lippe hinaufgezogen als Geschenk für Veleda. Schließlich brach doch der Aufstand zusammen, Civilis wurde landflüchtig, Cerialis suchte unter der Hand die einzelnen Truppenführer umzustimmen und zum Abfall zu bewegen. Er stellte Verzeihung in Aussicht und ermahnte als kluger Politiker auch Veleda mit ihrer Sippe,

das in so vielen Niederlagen verlorene Kriegsglück noch rechtzeitig durch ein Verdienst um das römische Volk zu wandeln. Wie es scheint, ohne Erfolg. Der Menge sagte er gelegentlich: wenn man unter Herrschern wählen müsse, so sei es ehrenvoller, die Fürsten der Römer als die Weiber der Germanen zu ertragen. Man mag sich zu dem Wortlaut solcher Reden in alten Geschichtswerken stellen wie man will, die Anspielung war immerhin geschichtlich verständlich. Hier bricht Tacitus mit seinen Historien ab. Man ist weiter auf Vermutungen angewiesen. Allein diese Seherin Veleda ist später gefangen in Rom. Dort hat sie, man könnte es annehmen, Tacitus selbst gesehen oder doch von ihr gehört. In seinen Silven (Silvae I, 4, 89) spricht der römische Dichter Statius von dem Aufstand am Rhein und den Bitten der gefangenen Veleda.

Die Ura Linda-Chronik ist eine Chronik dieser altgermanischen Seherinnen, dieser weisen und weißen Frauen, dieser Burgmaiden, wie sie meist genannt werden, zu denen Veleda gehörte. Sie alle sitzen in einem Turm innerhalb einer Burganlage, abgeschlossen von der Menge und beherrschen mit ihrer Weisheit ihr Volk und die Welt. Es ist nun außerordentlich interessant, daß die außergewöhnliche Behausung einer altgermanischen Volksmutter ganz ausführlich in der Chronik beschrieben ist. In seinen nachgelassenen Schriften erzählt uns der Schreiber Brunno von seiner Burgmaid Adele — die Veleda in Spiegelschrift — und sagt dann wörtlich nach der Übersetzung von Prof. Wirth (Chronik Seite 86 ff.): „Nun will ich selber schreiben, erst über meine Burg und dann über dasjenige, was ich habe sehen dürfen. Meine Burg liegt an dem Nordende des Ljudgartens. Der Turm hat sechs Seiten. Dreimal dreißig Fuß ist er hoch, flach von oben; ein kleines Häuschen darauf, von wo man die Sterne betrachten kann. An jeder Seite des Turms steht ein Haus, lang dreihundert und breit dreimal sieben Fuß, gleich hoch, außer dem Dach, das rundlich ist: alle diese von hartgebackenem Stein, und von außen sind keine anderen. Um die Burg ist ein Ringdeich und darum ein Graben, tief dreimal sieben und breit dreimal zwölf Fuß. Sieht jemand von dem Turm herab, so sieht er die Gestalt des Juls (⊛). Auf dem Grund zwischen den südlichen Häusern sind allerlei Kräuter von nahe und fern: deren Kräfte müssen die Maiden lernen. Zwischen den nördlichen Häusern ist allein Feld. Die drei nördlichen Häuser sind voll Korn und anderem Behuf. Zwei südliche sind für die Maiden, um Schule zu halten und zu hausen. Das südlichste Haus ist das Heim der Burgmaid. In dem Turm hängt die Lampe. Die Wände des Turms sind geschmückt mit kostbaren Steinen (diese Steine sind nach Wirth geschichtlich und aus rotem Lehm gebrannte Steine). Auf der Südwand ist der ‚Rat' (Fryas) geschrieben, an der rechten Seite findet man die Altlehre, an der linken Seite die Gesetze. Die anderen Sachen findet man auf den drei anderen Seiten. Gegen den Deich, bei dem Hause der Burgmaid, steht der Ofen und die Mühle, von vier Ochsen gedreht. Außerhalb unseres Burgwalles ist das Hiem (nach Wirth altfriesisch hem, him, heme d. h. eingehegter Raum und später Grundstück, Hausstätte), auf dem die Burgherren und die Wehrer wohnen. Der Ringdeich darum ist eine Stunde groß, nicht eine Seemanns-, sondern eine Sonnenstunde, wovon zweimal zwölf auf eine Etmelde (nach Wirth etmelde = Tag und Nacht, 24 Stunden) entfallen. An der Innerseite des Deiches ist eine Platte, fünf Fuß unterhalb des Randes. Darauf sind dreihundert Kranbogen, zugedeckt mit Holz und Leder. Außer den Häusern der Einwohnenden sind darinnen, den Deich entlang, noch dreimal zwölf Nothäuser für die Umwohnenden. Das Feld dient als Lager und Weide."

Im Anschluß an diese Beschreibung sagt der Schreiber Brunno noch ausdrücklich: „So wie die Gestalt unserer Burg ist, sind alle anderen; jedoch unsere ist die größte. Aber die von Texland ist die allergrößte: der Turm von Fryasburg ist so hoch, daß er die Wolken reißt. Dem Turm entsprechend ist alles andere."

Die Bemerkung: „So wie die Gestalt unserer Burg ist, sind alle anderen", ist von hervorragender Wichtigkeit. Sie ist auch in ihrer Bedeutung durchaus klar und selbstver-

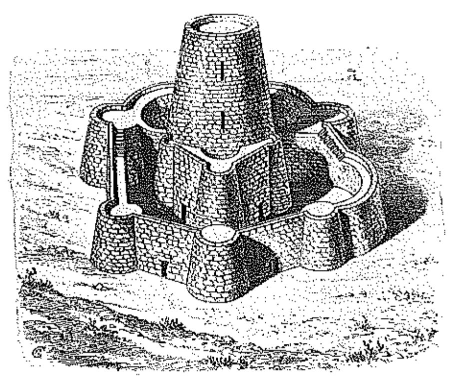
ständlich. Diese absonderlichen Turm- und Burganlagen, auf denen die Volksmütter als heiligste Zuflucht ihres Stammes hausten, hatten ihren ganz bestimmten kultischen Grundriß und ihren kultischen Zweck, der sich über die Zeiten weg erhalten hat. Wie die Burg des Schreibers Brunno auf dem Zeichen des Juls aufgebaut ist, sind es auch alle anderen Burgen der Burgmaiden. Demnach auch der Turm der Veleda, der wohl zugleich mit ihrer Gefangenschaft zerstört wurde.

Doch wir brauchen uns nicht auf die Chronik allein zu verlassen. In seinen Erläuterungen widmet Prof. Wirth dem Turm der Volksmütter einen besonderen längeren Abschnitt (Chronik, Seite 235 ff.). Indem auch er auf die äußerst wichtige Beschreibung der Chronik verweist, sagt er, daß ein solcher Turm heute noch in Sardinien erhalten sei „aus jener alten bronzezeitlichen Kultur der Nuraghen, jener Wohn- und Wehrtürme, deren Zusammengehörigkeit mit dem irisch-schottischen ‚crannogs' und ‚brochs' ich im ‚Aufgang', Abschnitt IV (13: Die atlantische Wallburg und ihr Wehr- und Kultturm) behandelt habe. Sie sind eng verwandt mit den Truddhus, Trullis Apuliens und den Talayors der Balearen. Und es sind besonders die Trul(l)is Apuliens, das heute noch bewohnte Steinhaus mit dem überkragenden falschen Gewölbe, welche die Überlieferung der Megalithkulturperiode lebendig erhalten haben, auch in der urnordischen Symbolik seiner mit Kalk aufgemalten Giebelzeichen."

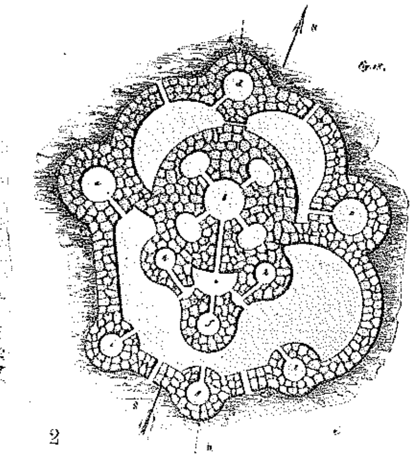
Einige dieser Nuraghen hat Wirth in Abbildungen (Abb. 1 u. 2) wiedergegeben. Überall zeigt der Grundriß einen hohen Mittelturm, umgeben von einer Ringmauer, die sechs kleine Türme im Kreise aufweist. „Der Turm hat zwei Stockwerke mit einer großen Mittelkammer und vier im X angeordneten kleinen Zellen. Der Eingang zu dieser Hauptkammer zum Turm führt wieder durch einen Vorbau mit drei kleinen Turmkammern an der S ü d s e i t e (!) und einem kleinen Hof. Der große Hof innerhalb der Ringmauer ist durch eine ost-west-gerichtete Quermauer in einen größeren Hof im Süden und einen kleineren im Norden getrennt. In der Ringmauer sind vier Eingänge: zwei im Norden und zwei im Süden. Aus dieser Nuraghen-Kultur, auf die ich hier aus Raummangel nicht eingehen kann, stammen die Priesterinnenfiguren (von denen Wirth verschiedene Abbildungen [vgl. Abb. 4] bringt), welche den uralten Zusammenhang mit ‚ultima Thule' eindeutig sichern."

Was an dieser Anlage noch besonders auffällt, ist der Vorbau an der Südseite. Denn auch der Schreiber Brunno sagt ausdrücklich von seiner Burg, daß das südlichste Haus das Heim der Burgmaid sei. Wirth fährt dann fort: „Für die fernen Krekalande besitzen wir aus der gleichzeitigen kreto-mykenischen Kultur, also ebenfalls 2. Jahrtausend v. Chr., in einer in Melos gefundenen Urne (Abb. 3) eine weitere Darstellung einer Burganlage, welche aus 6 und 1 Türmen besteht und den Eingang im Süden hat." So verfolgt Prof. Wirth von der Nordsee über die Pyrenäenhalbinsel, Sardinien, Apulien und Italien, über Kreta, Kypros und Hellas nicht nur die Lichtspur dieser Burgmaiden, sondern auch ihre übereinstimmenden Behausungen, wie sie z. B. noch in den runden Vestatempeln die Überlieferung bewahren.

Die Ruine in Kohlstädt ist im Sommer des Jahres 1932 Gegenstand von Ausgrabungen gewesen, der Grabungsbericht mit der Auswertung und der wahrscheinlichen Geschichte der Burg ist in den „Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde", Band XIV, Detmold 1933, Seite 125 ff. veröffentlicht worden. Den entscheidenden Unterschied dieser Burganlage, in die man den Turm der Veleda verlegen wollte, und jener uns von dem Chronisten der Ura Linda-Chronik ausführlich beschriebenen und baulich noch nachweisbaren Volksmütterburgen erkennt man zunächst schon darin, daß der Turm der Volksmütterburgen sechsseitig war, während der Turm in Kohlstädt im Grundriß annähernd ein Quadrat bildet. Auch wenn man den ganzen Oberbau in Kohlstädt preisgeben und annehmen wollte, daß ursprüngliche Ruinen vielleicht später zu einer mittelalterlichen Burg umgebaut worden sind, würde doch die ganze Fundamentierung dieser Anlage, die



1



2

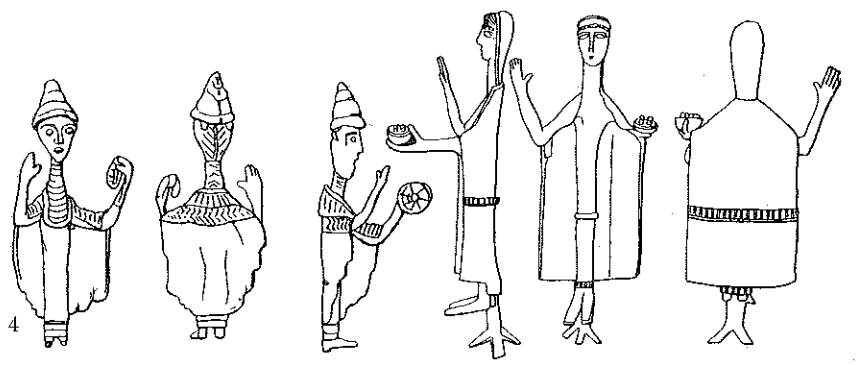


3

Abb. 1. Nuragh von Ortu bei Domus Novus. Nach völlig erhaltenem Grundriß wiederhergestellt.

Abb. 2. Grundriß. Die von 6 Türmen umgebene Außenringmauer besteht bei 2 m Dicke aus sehr hartem Granit des benachbarten Berges von Marganai.

Abb. 3. Eine in Melos gefundene Urne mit Burganlage-Darstellung aus dem kreto-mykenischen Kulturkreis.



4

Abb. 4. Bleifigürchen aus Sardinien (Bronzezeit). Die Brot und Schale reichenden Priesterinnen haben die rechte Hand segnend erhoben. Das Brot der dritten Figur von links zeigt das Jul-Rad! In den Schalen (Figuren rechts) liegen wahrscheinlich Früchte.

bei der Grabung am umsichtigsten behandelt wurde, gegen die Annahme einer Übereinstimmung sprechen. Von irgendeinem sechsseitigen Grundriß kann an keiner Stelle eine Rede sein. Dazu kommt die weitere Wahrnehmung, daß die ganze Anlage von einem Wassergraben nicht umgeben gewesen zu sein scheint[1]. Selbst wenn man mit Prof. Wirth annehmen wollte, daß die von dem Schreiber Brunno angegebenen Maße in der Überlieferung des frühen Mittelalters sagenhaft sind, die ganze Lokalität bei Kohlstädt würde an der Stelle, wo jetzt die Ruine steht, für eine umfangreiche Anlage mit Deich und Graben im Umkreis von einer Stunde auch nicht entfernt ausreichen. Zuletzt laufen auch die Himmelsrichtungen in Kohlstädt der Beschreibung des Chronisten zuwider. Die Burganlage in Kohlstädt ist von Südwesten nach Nordosten orientiert. Das Heim der Burgmaid, das in dem altgermanischen Plan auf der Südseite angelegt war, müßte in Kohlstädt auf der Nordseite gesucht werden.

Selbstverständlich ist über die Ura Linda-Chronik noch längst nicht das letzte Wort gesprochen! Aber nach meiner Überzeugung werden die aufklärenden Erläuterungen Prof. Wirths bereits genügende Fingerzeige geben, mit welchen Grundrissen und Grundgedanken man künftig nach dem mutmaßlichen Turm der Seherin Veleda zu forschen hat.

Zum Streit um die Ura Linda-Chronik

Von O. Suffert

In den Tageszeitungen ist ein heftiger Streit um die Ura Linda-Chronik[2] entbrannt. Zur Stunde sind die Angriffe gegen sie oder die Auslassungen, die zur Zurückhaltung mahnen, in der Mehrzahl. Die Angriffe waren bei der Eigenart des Werkes zu erwarten, und bei der Bedeutung der Angelegenheit muß natürlich vollständige Klarheit geschaffen werden. Die Auseinandersetzung sollte sachlich erfolgen, und politische Leidenschaft sollte ferngehalten werden. Die von Wirth angerufene Laienschaft kann hier nicht entscheiden, und deshalb setzt der „Völkische Beobachter" (Nr. 11 vom 11. 1. 1934, Beilage, „Volkstum, Kunst, Wissenschaft, Unterhaltung") dem Aufsatz von Theodor Steche („Die Ura Linda-Chronik altgermanisch oder gefälscht?") mit Recht die Bemerkung voraus, daß nach seiner Ansicht ein solch *wissenschaftlicher* Streitfall erst nach seiner endgültigen Entscheidung in die Tagespresse gehöre.

Aber der Streit ist nun heftig entbrannt, und ich möchte wenigstens einen Teil seiner Voraussetzungen untersuchen[3].

Wirth beginnt seine Einführung mit dem Antrag „Hiermit trete ich für die *Quellenechtheit* einer sogenannten Fälschung ein und beantrage vor der gegenwärtigen Öffentlichkeit die Erneuerung des Verfahrens in Sachen der ‚Ura Linda'-Handschrift" (S. 131). Der Ausdruck Quellenechtheit soll besagen, daß die vorliegende Handschrift auf eine echte Quelle zurückgeht — wie, bleibt zu untersuchen. Zur Öffentlichkeit gehören selbstverständlich in erster Linie die wissenschaftlichen Vertreter der Volkskunde, der Deutschkunde, der Vorgeschichte und der Geschichte, insbesondere soweit es die textkritischen Unter-

[1] Soweit sich aus der noch keineswegs beendeten Ausgrabung Schlüsse ziehen lassen. Die Red.

[2] Die Ura Linda-Chronik. Übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung hrsg. von Herman Wirth. Leipzig 1933. Koehler und Amelang Verlag. — Vgl. den Bericht im Novemberheft des vorigen Jahres.

[3] Einschlägige Veröffentlichungen aus der Tagespresse nehmen wir gerne nach Detmold, Hermannstr. 11, entgegen.

suchungen angeht. Dementsprechend sagt auch Wirth gegen Schluß seiner Einführung (S. 298): „An meine Amtsgenossen von den Fachwissenschaften richte ich hiermit nun den Aufruf, mir behilflich sein zu wollen bei der weiteren Sicherstellung dieses kostbaren Gutes, seiner ältesten Bestandteile.“

Bisher haben die Angerufenen nicht nur ihre Hilfe versagt, sondern schon in den ersten Äußerungen wurde die Chronik sehr heftig angegriffen (Prof. Bremer-Halle, die Professoren Merker, Ranke, Siebs und Steller vom Deutschen Institut der Universität Breslau und Prof. Neckel-Berlin).

Die Ablehnung hat natürlich sachliche Gründe, sie darf nicht als verärgerter Widerhall der Vorwürfe angesehen werden, die Wirth in seiner Einführung eigentlich dauernd den deutschen Wissenschaftlern macht.

Schon gewisse Eigentümlichkeiten in der Geschichte der Handschriftüberlieferung, wie sie nach Wirths Darlegungen anzunehmen ist, lassen es immerhin verstehen, daß wissenschaftliche Kreise Bedenken haben. Wirth gibt folgenden Stammbaum der Handschriften der Chronik (S. 286—294):

A: die Urhandschrift, verfaßt von Liko Over de Linden (803 n. Zeitwende [Chr. Geb.]);
B: die Abschrift des Hidde Over de Linden (1256 n. Zw.);
C: die Humanisten-Bearbeitung (Anfang des 17. Jhdts.);
D: die Abschrift und Erweiterung von C, vorgenommen vom „Volney-Interpolator“, im Besitz von Cornelis Over de Linden (?)[1].

Erhalten ist nichts als die Handschrift, die Wirth als D bezeichnet (da es mir darauf ankommt, wenigstens einen Teil der Gründe darzulegen, die die scharfe Ablehnung hervorgerufen haben, so folge ich Wirth und sehe von einer Scheidung in D und E ab, obwohl dadurch m. E. die Schwierigkeiten größer werden). Ein unmittelbarer Hinweis darauf, daß D aus C geflossen ist, fehlt; Zeugnis für das Vorhandensein von B und A sind nur die immerhin doch nicht ohne weiteres sicheren Jahresangaben in der Chronik selbst (und gewisse sprachliche Eigentümlichkeiten). „Ob zwischen diesen erschlossenen Handschriftenetappen noch weitere Abschriften anzusetzen sind, bleibt eine offene Frage. Der Text der Ura Linda-Chronik bietet dafür wohl keinen gegenständlichen Anhaltspunkt. Wenn weitere Abschriften bestanden haben, so können sie eben nur Abschriften gewesen sein, keine eingreifenden Bearbeitungen oder Überarbeitungen wie Kodex C“ (S. 294). Aus den dargelegten Verhältnissen darf in keiner Weise von vornherein geschlossen werden, daß vorstehender Aufbau an sich und überhaupt allzu kühn sei. Wesentlich verwickeltere Handschriftenstammbäume sind unter unseren geschichtlichen und dichterischen Quellen durchaus nichts Seltenes.

Aber schon gleich die Beschäftigung mit D mußte bei philologisch-kritisch geschulten Wissenschaftlern Unbehagen erwecken. D ist eine Papierhandschrift von etwa 200 Seiten, geschrieben in einer künstlichen Schrift, die den Eindruck hohen Alters erwecken soll (was Wirth übrigens unumwunden zugibt, S. 292), sie ist in einem Gemisch von Altfriesisch und neueren Hollandizismen geschrieben. Aber das brauchte nicht zu Bedenken Anlaß zu geben, wenn die Ableitung von D richtig ist. Schließlich aber, und das macht stutzig, die Handschrift D ist auf einem Maschinenpapier geschrieben, dem auf irgendeine Weise ein altes Aussehen verliehen worden ist. Warum? Dergleichen pflegt unter fatalen Umständen im Kunst- und Altsachenhandel vorzukommen, und die künstliche Schrift und die

[1] Das Fragezeichen bezieht sich wohl darauf, daß Wirth selber nicht ganz klar entscheiden will, ob nicht für die Handschrift im Besitz von Cornelis Over de Linden eigentlich erst eine Abschrift von D angenommen werden müßte: „Er fragt sich nun, welche Abschriften liegen noch zwischen dem Kodex des Humanisten ... und dem Kodex, der Abschrift im Besitz des Cornelis Over de Linden? Wenn die Annahme einer Entlehnung aus Volney zutrifft, so muß noch eine Abschrift von der Wende des 18. Jahrhunderts existiert haben“ (S. 293). Die dem Untersucher vorliegende Handschrift kann aber nicht „um 1800“ angesetzt werden, dagegen sprechen die Gutachten über die Beschaffenheit des Papieres (auch das Gutachten, das Wirth selber veranlaßt hat).

künstliche Bräunung dieser Handschrift müssen befriedigend erklärt werden, ehe man an die weiteren Fragen herangeht.

Der erste Herausgeber des „Ura Linda-Buches“, Dr. J. G. Ottema, Konrektor des Leeuwarder Gymnasiums[1], erkannte die genannten Besonderheiten nicht, glaubte vielmehr, daß die Handschrift D aus dem 13. Jahrhundert stamme, hat also als wissenschaftlicher Herausgeber versagt (S. 134—135). Wirth fällt es keinen Augenblick ein, zu bestreiten, daß D jung ist.

Folgende Fragen sind für D zu lösen:

1. Wann ist D angefertigt,
2. zu welchem Zweck ist D angefertigt und warum ist sie künstlich alt gemacht (Schrift und Papier),
3. wie ist das Sprachgemisch zu erklären (vorausgesetzt, daß es sich um eine Abschrift und nicht um eine Neuanfertigung handelt)?

Über die mögliche Zeit der Anfertigung unterrichten uns zunächst Zeugenaussagen. Cornelis Over de Linden, der Besitzer z. Zt. der Herausgabe durch Ottema, gibt an, er habe D 1848 erhalten, andere, daß ihnen, im besonderen zwischen 1848 und 1850, das Vorhandensein jener Handschrift im Besitz der Familie Over de Linden bekannt gewesen sei (S. 136). Über eine Untersuchung des Papiers haben 1876 zwei Gutachter ausgesagt (S. 135), es könne nicht älter als 25 Jahre sein. Das paßt immerhin noch ganz gut zu den Zeugenaussagen, so daß man hiernach sagen kann, D ist spätestens 1848 entstanden. Wann ist nun der frühest mögliche Zeitpunkt der Anfertigung, wenn man annimmt, daß das Papier älter sein könnte? In D findet sich eine Stelle, die so sehr an ein Buch von Volney, „Les Ruines“ anklingt, daß man nicht anders sagen kann, sie ist von dorther übernommen, wenn anders man nicht auf die Auswertung so überraschender Übereinstimmungen überhaupt verzichten will. Dieses Buch von Volney ist 1791 in Paris erschienen.

D könnte also zunächst in der Zeit von 1792—1848 geschrieben sein, was aber nicht möglich ist, wenn man Wirths Erklärung der Bräunung sich zu eigen machen will.

Er sagt (S. 137), daß sich im Besitz von Cornelis Großvater Andries eine gewisse Handschrift befunden habe, und durch Erbschaft sei sie an seine Tochter Aafje gekommen. Diese Aafje war verheiratet mit H. Reuvers (gest. 1845). Andries starb, als sein Enkel Cornelis neun Jahre alt war (1820). Als Cornelis erwachsen war, hätte die Tante Aafje ihm die Handschrift zusenden wollen. Das habe aber Reuvers nicht zugelassen, denn er habe in dieser geheimnisvollen Handschrift, die er nicht lesen konnte (weniger der Schrift als der Sprache wegen) Nachrichten über irgendwo verborgene Schätze vermutet — eine Nachricht, die als glaubwürdig hingenommen werden kann, da Cornelis später denselben Glauben hegte. Deshalb habe dieser die Handschrift erst nach dem Tode Reuvers' bekommen.

Aber was er bekam, sagt Wirth, und sucht nun aus der Schatzpsychose heraus die künstliche Bräunung zu erklären, war nur eine Abschrift, richtiger: eine Nachmalung (S. 287): „Die einzig mögliche Erklärung ist, daß Hendrik Reuvers die Handschrift hat abschreiben lassen und diese Abschrift künstlich ‚antik‘ gemacht hat, indem er sie in den Rauchfang hing. Diese Abschrift ist dann Cornelis Over de Linden von seiner Tante Aafje in gutem

[1] Die Ausgabe des Textes der Handschrift mit niederländischer Übersetzung erfolgte 1872. Wenn in der Äußerung der Breslauer Professoren gesagt wird (D.A.Z. v. 28. Dez. 33): „Der Herausgeber“ (gemeint ist Wirth) „war nicht einmal imstande, den Wert des von Ottema veröffentlichten angeblich altfriesischen Textes selber zu beurteilen und hat wohl daher seiner deutschen Übersetzung den niederländischen Text zugrunde gelegt“ — so ist das eine voreilige, nicht bewiesene Behauptung und wird als solche auch von Steche im Völk. Beobachter gekennzeichnet. Und Wirth veröffentlicht in der Rhein.-Westf. Zeitung vom 11. 1. 34 die Erklärung: „Es ist nicht wahr, daß ich „wohl“ meiner deutschen Übersetzung den niederländischen Text zugrunde gelegt habe. Wahr ist vielmehr, daß ich als Germanist meiner deutschen Übersetzung den friesischen Text mit kritischer Stellungnahme zur niederländischen Übersetzung des Dr. J. G. Ottema vom Jahre 1871 zugrunde gelegt habe.“

Glauben als die ‚echte‘ Handschrift (d. h. sie war der Meinung, es sei C. Verf.) übergeben worden.

Wer die Abschrift für Hendrik Reuvers anfertigte und wie und wohin dieser das Original (= C) für sich in Sicherheit brachte, werden wir wohl nie erfahren. Die Vorlage unserer jetzigen Handschrift dürfte für immer verloren sein."

So etwas liest sich fast wie ein Stück aus einem Kriminalroman. Aber ist es wirklich „die einzige mögliche Erklärung, welche das letzte Verdachtsmoment restlos beseitigt" (S. 287)? Wir müssen uns in jene Männer der Wissenschaft hineinversetzen, die Wirth zu einer recht mühseligen Arbeit aufruft, um festzustellen, wie es zu erklären ist, daß von vornherein statt der erbetenen Hilfe scharfe Angriffe kommen. Ist also die Beweisführung überzeugend genug, daß nicht schon an dieser Stelle — besonders im Hinblick auf eine mühevolle Arbeit, die bei weiterem Mitgehen geleistet werden soll — erhebliche Bedenken aufsteigen?

Reuvers will doch dem Cornelis die echte Handschrift **C** nicht ausliefern, weil er ihm den Schatz nicht gönnt. Konnte er vielleicht zur Auslieferung gezwungen werden? Nun, dann genügte doch eine Abschrift, die er für sich behielt, aber sie brauchte nicht gebräunt zu werden. Sicher ging er natürlich nicht, denn es bestand doch die Möglichkeit, daß Cornelis irgendwie den Text entzifferte und den Schatz hob? Das konnte auch geschehen, nachdem **D** in dessen Besitz gekommen war, denn Reuvers konnte ja nicht voraussehen, daß er so früh starb. So wäre alle Mühe umsonst gewesen. Solche Bedenken können jedem nachdenklichen Leser kommen und werden ihn nicht geneigter machen, eine sorgfältige philologische Textuntersuchung vorzunehmen, die allerdings, was Wirth hervorhebt, überhaupt noch nicht versucht worden ist.

Wenn man nun aber annimmt, daß für die Anfertigung von **D** — jener Handschrift, die Cornelis in Besitz hat — die Schatzpsychose die Rolle spielt, die Wirth ihr zuschiebt, so kommt man auf diese Weise zu einer Einengung des Zeitraumes, in dem **D** entstanden sein kann. Nicht 1791 bildet das Grenzjahr, sondern 1820, das Todesjahr des Großvaters Andries, und es muß angenommen werden, daß der Hersteller von **D** die Entlehnung aus Volney vorgenommen, daß er den Geist des Aufklärungszeitalters hineingebracht hat, den Wirth als vorhanden ausdrücklich feststellt (S. 293). Aber, wird man fragen, Reuvers will seinem Neffen die Handschrift nicht überlassen, weil er glaubt, sie berge Kunde von einem Schatze, und doch gibt er, der sie nicht lesen kann, sie einem Fremden, der die Schrift mit Verstand lesen und benutzen kann? Wenn nun der Abschreiber auf den Gedanken kam, den Schatz zu heben? Man muß also annehmen, daß Reuvers einen ganz zuverlässigen Mann an der Hand hat! Da er übrigens 1845 stirbt, kann auch 1848 nicht als Grenzjahr bleiben, sondern die Entstehungszeit der vorliegenden Handschrift beschränkt sich auf die Jahre von 1820—1845. Es bleibt dabei jedem unbenommen, etwa zu sagen, daß Reuvers nicht unmittelbar nach dem Tode des Großvaters auf den Gedanken zu kommen brauchte, eine Abschrift zur Täuschung dessen herstellen zu lassen, für den der Großvater **C** bestimmt hatte, denn da war Cornelis ja erst 9 Jahre alt. Das Vermächtnis brauchte ja erst erfüllt zu werden, „wenn er groß sein würde" (S. 132). Erwachsen war Cornelis mit 19, 20 Jahren im Jahre 1830 oder 1831[1].

---

[1] Eine Rolle bei der Zeitbestimmung spielen u. U. schweizerische Pfahlbauten, die in der Chronik (S. 88) erwähnt werden. Wissenschaftliche Untersuchungen dieser Bauten beginnen erst 1853; sie werden von Keller vorgenommen, und er berichtet darüber zuerst 1854. Da nun die Chronik 1848 (Zeugenaussagen) bzw. 1845 (Tod Reuvers) schon vorhanden ist, glaubt Wirth in der Erwähnung der Pfahlbauten ein schwerwiegendes Zeugnis für die innere Echtheit der Überlieferungen der Chronik zu sehen. Wenn es stimmt, daß erst von 1854 an die Kenntnis jener Pfahlbauten vorausgesetzt werden darf, so ist gegen Wirth nichts einzuwenden. Aber tatsächlich sind schon 1829 im Züricher See senkrechte Pfahlstellungen entdeckt worden. Wirth bemerkt (S. 138), diese Entdeckung sei unbeachtet und in der Öffentlichkeit unbekannt geblieben. Ganz kann das nicht zutreffen, denn sonst wüßten wir überhaupt nicht davon. Die Pfahlbauten ergeben also u. U. neue Verwicklungen.

Eine Untersuchung des Papiers unserer Handschrift mit umfangreichen Vergleichen datierten Papiers bringt vielleicht größere Genauigkeit. Ebenso könnte vielleicht eine Tintenuntersuchung weiterführen, wofür z. B. Prof. Dr. Dennstedt sachverständig ist (er hat übrigens auch eine Anleitung für die photographische und chemische Untersuchung von Schriftstücken veröffentlicht).

Die angerufenen Germanisten stutzen natürlich auch vor der eigenartigen künstlichen Schrift. Wirth versucht ihre Entstehung zu erklären und gleichzeitig das seltsame Sprachgemisch (S. 288): „Ein friesischer Humanist vom Anfange des 17. Jahrhunderts, selber ein Over de Linden oder ein Vertrauter dieser Familie" (es würde also für Wirth eine starke Stütze sein, wenn es ihm gelänge, einen Humanisten dieses Namens und seinen Zusammenhang mit der in Rede stehenden Familie nachzuweisen), „muß der Verfasser, der Abschreiber des ‚Humanisten-Kodex‘ gewesen sein." Dieser Humanistenkodex ist die Vorlage für **D**. „Selber des Altfriesischen nicht mehr mächtig, vielleicht auch schon ‚verholländert‘, hat er die Handschrift (**B** also) neu ‚bearbeitet‘, mit Worterklärungen, Deutungen, Erläuterungen, in den Text eingelassenen Glossen und Kommentaren versehen und das Ganze auf ‚altfriesisch‘ abgefaßt." — „Um seine Ergänzung des Textes der Sprache seiner Vorlage anzugleichen, ward er gezwungen, altfriesisch zu schreiben. Dessen er nicht fähig war" (S. 292).

Auch die Schrift geht auf diesen Humanisten zurück (S. 292): „Diese Schrift ist keine altgermanische Runenschrift ... Die Schrift der Ura Linda-Schrift ist eine künstliche Neubildung: Buchstaben und Zahlzeichen sind geometrisch-mathematische Konstruktionen, abgeleitet aus dem sechsspeichigen Rade." Wie soll dieser Humanist darauf gekommen sein? Die *Sprache* seiner Vorlage erkannte er an, deshalb versuchte er die Sprache seiner Zeit, in der er seine Erweiterungen zunächst abfaßte, ins Altfriesische zu übertragen. Die *Schrift* seiner Vorlage erkannte er nicht an, er hielt sie vielmehr für verderbt und versuchte sie auf die richtigen Urformen zurückzuführen. Die Handhabe dazu gab ihm eine Nachricht der Chronik (S. 44). Dort wird berichtet, die germanische Schrift sei aus dem sechsspeichigen Julrade entstanden. „In Wirklichkeit ist das sechsspeichige Rad die jüngere, südlich-nordische Jahreseinteilung, und nur einzelne Runenzeichen sind aus diesem Ideogramm entstanden. Da nun die Zeichen der germanischen Runenschrift nach Ermessen des Humanisten nicht alle auf eine Entstehung aus dem Schema des sechsspeichigen Rades mehr zurückzubringen waren, so müßte demnach diese Schrift verderbt sein. Es galt für ihn, nun hier auch die ‚alte Urform‘ wiederherzustellen. Und so bildete er sich die Runenschrift aus dem sechsspeichigen Rade neu, wie sie in ähnlicher Weise bei unseren ‚Germantikern‘ Guido List bis Rudolf John Gorsleben, ebenfalls als ‚uraltes Geheimwissen‘ phantasmagorisch rekonstruiert und exegetisiert wird" (S. 292).

Die Unterstellung Wirths ist zweifellos geistreich gedacht, aber er wird damit so leicht keinen der Fachwissenschaftler, die er zur Hilfe auffordert, überzeugen. Sie werden vielmehr um so eher zur Gegnerschaft geneigt sein, als die Ähnlichkeit in der Konstruktion der Zeichen bei dem angenommenen Humanisten und bei List z. B. tatsächlich groß ist (der Humanist geht vom sechsspeichigen Rade aus, List für die Zahlzeichen in seiner „Bilderschrift der Ariogermanen" vom vierspeichigen, das bald aufrecht, bald schräg steht). Diese und ähnliche Zusammenhänge müßten einmal mit aller Sorgfalt geklärt werden. Nun nehmen List und seine Schule für sich selber aber auch das „Erberinnern" in Anspruch, während Wirth in bezug auf sie von Phantasmagorie spricht und wiederum jenem Humanisten in anderer Beziehung das Erberinnern zuspricht — da wird verständlich, wenn Germanisten auch jenen für die Rekonstruktion des Handschriftenstammbaumes geforderten Humanisten nicht ernst nehmen wollen.

Nun, das Werk dieses Humanisten soll die Überarbeitung einer älteren Vorlage sein, etwa des Kodex **B**, der Abschrift des Hidde Ura Linda vom Jahre 1256 (S. 292). Diese

ältere Vorlage ist verlorengegangen, sie wird genannt im Geleitwort von Hidde Ura Linda an seinen Sohn Okke.

Vor dieser Handschrift liegt die älteste Fassung, verfaßt von Liko Ovira Linda, sie wird mit dem Jahre 803 genannt in dem Geleitwort, das der Schreiber an seine Erben richtet.

So ist nach Wirth die Geschichte der Handschrift zunächst eine Theorie, deren Richtigkeit noch zu erweisen ist. Die inhaltliche Echtheit oder die „Quellenechtheit" soll der Abschnitt V der „Einführung" nachweisen: „Die Ura Linda-Handschrift und die Vorgeschichte." Der Abschnitt umfaßt die Seiten 143 bis 285, dazu gehört der Bilderteil mit 3 Tafeln Nachbildungen von Handschriftenseiten und 269 Abbildungen.

Diese Nachweise haben den angerufenen Wissenschaftlern nicht genügt[1]. Ich habe zu zeigen versucht, welche Bedenken sich bei der Betrachtung der „Geschichte" der Handschrift einstellen (von anderen Einzelheiten, die teilweise schon in der Tagespresse gebracht sind und teilweise wohl noch erscheinen werden, sehe ich ab).

Was hätte Wirth tun können, um die genannten Bedenken gar nicht erst aufkommen zu lassen?

Er hat, vom Standpunkt der historisch-kritischen Methode aus gesehen, die gleiche Unterlassung sich zu schulden kommen lassen, wie er sie vom urgeistesgeschichtlichen Standpunkt den Germanisten und Religionsgeschichtlern vorwirft.

Zu der Untersuchung Boudriots „Die altgermanische Religion" bemerkt Wirth (S. 319 und 320): „Leider ist auch diese als Zusammenstellung wertvolle Arbeit ... mit völliger Nichtbeachtung und Unkenntnis des Denkmälermateriales abgefaßt, eine prinzipielle Unterlassungssünde, welche die Tragik und das Verhängnis unserer bisherigen philologisch-historischen ‚Quellenuntersuchungen' und ihrer Methodik bildet." So sehr es richtig ist, daß das Denkmälermaterial unbeachtet blieb (wir haben einen gleichliegenden Fall in den Erläuterungen zu Tacitus' „Germania", die jahrhundertelang rein philologisch geschahen; erst in neuerer Zeit hat man Volkskunde und Bodenfunde herangezogen), ebenso richtig ist es, daß Wirth seinerseits bei der Herausgabe der Chronik die philologisch-historische Methodik der Quellenuntersuchungen nicht erkennen läßt.

Er stellt zwar (S. 293) die Aufgabe richtig: „Alles dies" (die von ihm angenommenen sprachlichen Überschichtungen, Einschübe und dergleichen) „kann erst auf Grund einer ganz genauen sprachgeschichtlichen Untersuchung festgestellt werden, welche sich besonders auf die zeitliche Bestimmung der holländischen Worte und Redewendungen in dem Text der Ura Linda-Chronik wird erstrecken müssen." Aber er hat es unterlassen, in der vorliegenden Ausgabe an die Aufgabe heranzugehen. Das aber verlangt bei einer so umstrittenen Handschrift der Germanist oder Historiker als erstes[2].

[1] Dr. Plaßmann und Dr. Huth werden demnächst eine Reihe von Untersuchungen herausgeben, die sich mit dem indogermanischen Vestakult, dem Weltkreis mit dem Alphabet, dem Motiv der Jungfrau auf dem Turme in Sage und Märchen und besonders in der altniederländischen Überlieferung beschäftigen. In diesen Untersuchungen wird auch zu einigen wesentlichen Fragen des Uralindabuches kritisch Stellung genommen werden. Es ist zu begrüßen, daß mit diesen Untersuchungen die kritische Nachprüfung des Inhaltes der Handschrift beginnt. Wir werden nach Erscheinen darüber berichten.

[2] Wir erhielten u. a. folgende Zuschrift: Die „Ura-Linda-Chronik" und die Kritik, die sie von namhaften Gelehrten erfahren hat, veranlassen mich zu folgenden Feststellungen und Fragen:

1. Herman Wirths Ausgabe soll entgegen dem Untertitel des Buches „Übersetzt ... von Herman Wirth" lediglich eine deutsche Bearbeitung der niederländischen Übersetzung sein. Ist das richtig, dann stellt dieser Untertitel, milde gesagt, eine gröbliche Irreführung dar. — Es hätte meines Erachtens nur eine Form der Veröffentlichung gegeben. Das wäre Gegenüberstellung von Urtext und Verdeutschung gewesen, dazu als Bilderanhang in erster Linie die faksimilierte Wiedergabe der Urschrift. Die vorliegende auszugsweise Bearbeitung mußte die Ablehnung nach sich ziehen.
2. Herman Wirth verweist zur Bestätigung seiner Angaben auf drei „demnächst erscheinende" Bücher von sich, nämlich auf sein Palästinabuch, „Mutter Erde und ihre Priesterin" und „Die atlantischen Sternbild-

Wirth gibt eine stark gekürzte Übersetzung (s. S. 15, 95, 113). Damit kann der Germanist, den er zur Mithilfe aufruft, nichts anfangen. Der braucht zunächst den Gesamttext, wie er in der Papierhandschrift D vorliegt. Sich heute eine der von Ottema besorgten Ausgaben zu verschaffen, dürfte schwierig sein. Wirth hätte der Wissenschaft einen sorgfältig verglichenen Abdruck der Handschrift vorlegen sollen (wollte er ein übriges tun, so konnte er den Abdruck schließlich mit gegenüberstehender Übersetzung veröffentlichen. Diesem Abdruck mußte er den „kritischen Apparat" beifügen, er hätte selbst die aussondernde Aufgabe in Angriff nehmen sollen, d. h. also den Kern von 803 herausarbeiten, die Zutaten von 1256 kennzeichnen, die Deutungen, Kommentare usw. des Humanisten ausscheiden und schließlich die Arbeit des Volney-Interpolators in ihrem ganzen Umfange kennzeichnen müssen, und zwar auf sprachgeschichtlichem Wege. Mit einer kritisch so vorbereiteten Ausgabe würde er wahrscheinlich bei den angerufenen Wissenschaftlern eher Gegenliebe und Unterstützung gefunden haben. Solange diese Voraussetzungen nicht vorliegen, wird sie ihm wohl versagt bleiben.

Solche quellenkritischen Arbeiten liegen z. B. aus dem Gebiete der Geschichte zur Genüge vor. Bekannt ist die glückliche Untersuchung Giesebrechts, der auf Grund der in anderen Annalen nachgewiesenen Ableitungen 1841 die Annalen von Niederaltaich rekonstruierte (Annales Altahenses), eine wichtige Quellenschrift des 11. Jahrhunderts. Die mit Hilfe der philologisch-kritischen Methode geglückte Wiederherstellung fand ihre volle Rechtfertigung, als 1867 eine auf Aventin zurückgehende Abschrift des Urtextes aufgefunden wurde. Scheffer-Boichorst stellte 1870 die Paderborner Annalen (Annales Patherbrunnenses) in gleicher Weise wieder her, eine Arbeit, die mit Recht berühmt wurde. —

Die Ura Linda-Chronik läßt die Friesen in hellstem Lichte erscheinen. Auch da mußte der Germanist bei der eigenartigen Überlieferungsgeschichte stutzig werden. Denn ihm sind andere Beispiele mit gleicher Absicht bekannt. Er kennt die Fälschungen des Schotten Macphersons (1760), angeblich waren es Lieder des schottischen Sängers Ossian aus dem 3. Jahrhundert n. Zw.! Es hat lange gedauert, bis die Fälschung nachgewiesen wurde, trotzdem wurde eine großartige Unternehmung zur größeren Ehre Schottlands daraus. Die Lieder hatten eine einzigartige Verbreitung in Europa; sie hatten immerhin das Gute, daß sie auch die deutsche Altertumskunde anregten. 1822 erschienen die „Gälischen Annalen" in London, zusammengestellt von dem Iren O'Connor, zur größeren Ehre Irlands. Die angeblich zugrundeliegenden Urkunden waren genau 100 Jahre später immer noch nicht „entdeckt"[1]. Und schließlich sei an die Königinhofer Handschrift erinnert, die zur größeren Ehre der Tschechoslowakei hergestellt ist.

Diese bekannten Beispiele mahnen den Wissenschaftler zur Vorsicht. Wirth mag selber an Einwürfe dieser Art gedacht haben, denn er sagt (S. 294): „Es gibt aber noch einen Umstand, welcher der Annahme einer ‚Fälschung' jeden Halt, jeden Grund entzieht: das ist die seelische Unmöglichkeit, daß ein ‚Holländer' aus der ersten Hälfte des

zeitalter". Seit Wirths erster Veröffentlichung, also seit rund sechs Jahren, verweist er auf solche demnächst erscheinenden Werke. Das ließ sich beim „Aufgang der Menschheit" wohl noch hören, weil dieses Buch ausdrücklich als Einführungsband bezeichnet wurde. Auf die Dauer ist diese Arbeitsmethode unhaltbar. Behauptung und Beweis gehören zusammen. Für die Anhänger Wirths dürfte es hier nur die eine Frage geben, von Wirth endlich einmal die Herausgabe seiner Beweise zu fordern. Die Ablehnung Wirths durch die Wissenschaft ist bei dieser seiner Arbeitsweise eine Selbstverständlichkeit.
3. Auf Seite 135 der „Ura-Linda-Chronik" bestätigt Herman Wirth, daß er 1925 bereits die Chronik gekannt hat. Es erhebt sich jetzt die Frage, wie weit ist die Grundlage seiner Veröffentlichungen und wie weit sind diese veröffentlichten Arbeiten Beweise der Ura-Linda? Haye Hamkens.

[1] Auch sie waren ziemlich verbreitet: 1844 erschien eine deutsche Übersetzung in Hannover. 1887 erschienen sie in 2. Auflage in Wien. Guido List hatte sie seiner Bücherei, wie Ph. Stauff mitteilt, „er hat sie aus dem Schatze Guido v. Lists geerbt". Zur Zeit gehen diese Annalen als die „Urbibel der Ariogermanen" um, die mündlichen Überlieferungen gehen in diesen Annalen bis auf 5357 v. Chr., die schriftlichen bis auf 1368 v. Chr. zurück!

19. Jahrhunderts die Ura Linda-Chronik ‚erdichten‘ konnte. — Dieser Beweis ist der schwerwiegendste, schwerwiegender als alle Nachweise, daß der Inhalt der Ura Linda-Chronik durch die neuzeitlichsten vorgeschichtlichen und geistesurgeschichtlichen Forschungsergebnisse bestätigt wird.“ Wirth schildert dann, wie das Holland des vergangenen Jahrhunderts das Erbe eines materialisierten, saturierten Bürgertums ist, das weltwirtschaftlich-international saturiert war; wie in Holland alle Voraussetzungen der In- und Umwelt fehlten, um die Ura Linda-Chronik erdichten zu können. Immerhin, die Romantik — und ihre Rolle für die Belebung der Anteilnahme an der Geschichte des eigenen Volkes ist bekannt — ist auch in Holland vorhanden gewesen, mag sie auch nicht tief gegangen sein: „Auch die ganze Romantik war in Holland nur eine zeitströmende internationale Modeangelegenheit“ (S. 295). Die Möglichkeit der „Erweckung“ eines Einzelnen bleibt, wenn er in seiner Zeit auch als Unzeitgemäßer erscheint. Mitten in unserer deutschen Aufklärung z. B. schreibt Justus Möser seine Osnabrückische Geschichte, deren Methodik durchaus nicht in die Zeit paßt. Wenn um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Nordniederland ein theosophisch interessiertes Bürgertum auffällt (S. 139), so mag erwähnt werden, und zwar wegen der von Wirth selbst hervorgehobenen Ähnlichkeit zwischen dem „Humanisten“ und List (S. 292), daß zur „Guido-von-List-Gesellschaft zu Wien“ nach ihrem Verzeichnis von 1910 auch die „Theosophische Gesellschaft, Wien“ gehörte.

In den Tageszeitungen sind gegen Wirth eine Menge Angriffe erhoben, die unberechtigt sind, zum Teil auch zurückgewiesen (wie in dem eingangs erwähnten Aufsatz von Steche), Wirth und viele Laienfreunde der Vorgeschichte wären nicht davon betroffen, wenn Wirth, was er auf S. 298 als geplant angibt, zuvor durchgeführt hätte: „Zu diesem Zwecke“ (d. h. zur weiteren Sicherstellung der Chronik) „wird von mir auch nach dieser einführenden Volksausgabe eine wissenschaftliche Ausgabe geplant, welche den Gesamttext des Originals, eine gereinigte Zurückübertragung in das Altfriesische und eine Übersetzung in Nebenanordnung bringen und gegebenenfalls die textkritische Frage weiter klären soll.“

Ließe sich auf diese Weise ein wahrer und echter Kern herausarbeiten, der dann durch die Denkmäler zu lebendiger Fülle gerundet würde, so wäre das wirklich ein unschätzbares Geschenk für unser Volk.

14. 1. 34.

Aus der Landschaft

Vom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

(Fortsetzung von Heft 1, 1934)

Ringkreuz und Sonnenfenster.

Die großen Rundfenster über den Eingängen der Dome nennen wir Rosetten oder Radfenster. Der erste Name kommt vom Westen, wo die schlichten und reichsten Fenster oft auf die fünf- oder mehr blättrige Rose weisen. Diese Rose mag im Zusammenhang mit dem Fünfstern entstanden sein. Als Beispiel auf deutschem Boden kann das Fenster (Abb. 30) im Paderborner Dom gelten. Außer bei einigen Bauten in England scheint bei einer größeren Zahl von Kirchen in Norditalien das Ringkreuz der Grundgedanke der großen Sonnenaugen zu sein. Bei einer bis jetzt unbeachteten und dem Verfall preisgegebenen Kapelle in der weiteren Umgebung von Ravenna, in der Nähe des kleinen Ortes

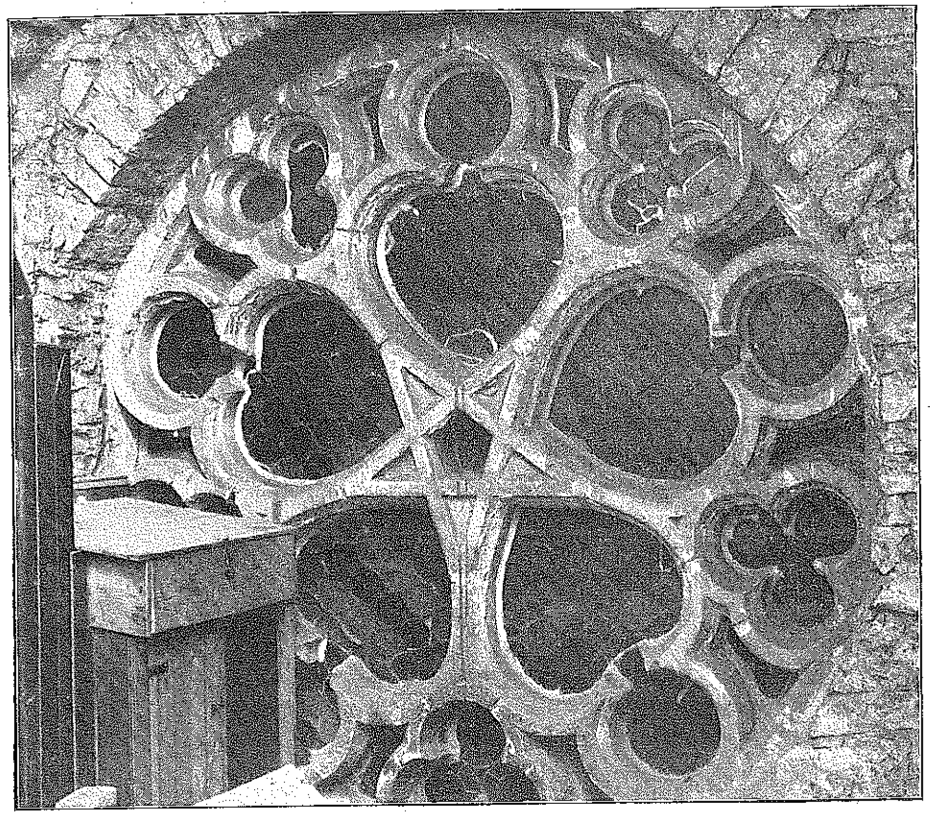


Abb. 30. Ringkreuz und Sonnenfenster im Paderborner Dom.

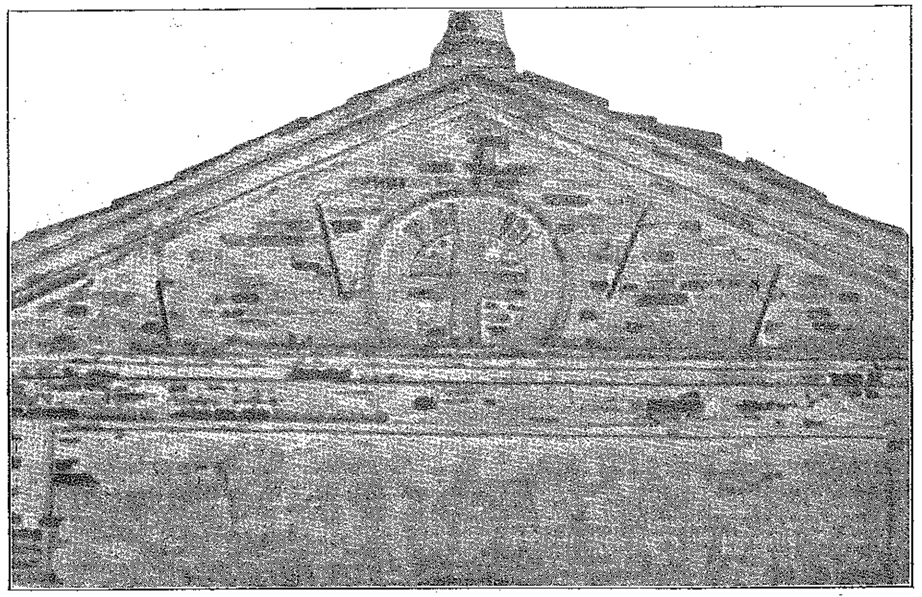


Abb. 31. Giebelfeld (mit Ringkreuz) einer verfallenden Kapelle bei Porto Garribaldi.

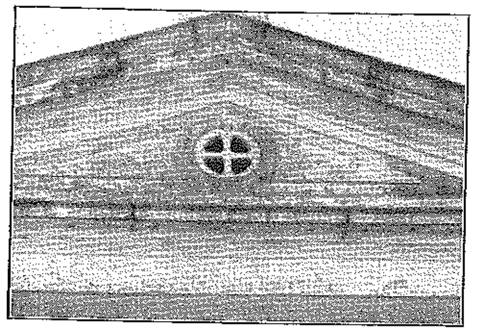


Abb. 32. Ringkreuz im Giebelfeld aus der Gegend zwischen Vizenza und Ravenna.

Porto Garribaldi, trägt das Giebelfeld als einziges Zeichen das Ringkreuz (Abb. 31). Ein ähnliches Stück (Abb. 32) stammt von dem alten Kirchenbau Maria supra Arno in Florenz, aber wohl von einem Torbogenfeld. Es wird in der Nationalsammlung bewahrt. Als Erbauungszeit der Kirche wird die Mitte des 12. Jahrhunderts angenommen. Kurz vor 1878 wurde sie abgerissen. Diese einfache Art ist seltener, die durchbrochene tritt dagegen häufiger auf. So förderte der Umbau der Franziskuskirche in Perugia im vergangenen Herbst zwei je aus einem Felsblock gehauene Sonnenfenster des ersten Baues zutage. Diese Sonnenfenster, wie ein Rad durchbrochen, sind kreisförmigen Mauerausschnitten eingefügt, so daß durch ihre volle Öffnung oder zwischen den Kreuzarmen Licht einfallen kann (Abb. 33).

Eine noch reichere Ausgestaltung zeigt eine ebenfalls bald ganz verfallene und einsame Kirche bei Assisi, unterhalb der schon im Mittelalter auf die Berge verlegten Stadt Spello (Abb. 34). Hier ist das Fenster durch ein Maßwerk gegliedert: 12 Blätter einer Blüte reihen sich um ein Mittelstück, das deutlich das Ringkreuz zeigt (Abb. 35). Der Entwicklungsgang ist wohl so vorstellbar: Im Giebelfeld des Kirchenbaues späthellenistisch-römischer Art wird das Zeichen angebracht. Später wird es Bauglied und dient entweder als Licht- oder Luftöffnung, bleibt aber an seiner Stelle im Giebelfeld und wird dann schließlich als ausgebildetes Sonnenauge zum wichtigsten Teil an der westlichen Außenseite. Dies ist ja die Schauseite. Die Türme, über die Stadt hinausragend, werden nur von dem aus der Ferne Kommenden erblickt. Das Zeichen oder Bild im Türsturz berührt seine Gedanken nur kurz vor dem Eintreten. Der große Ring aber, das Sonnenfenster, wirkt auf ihn das ganze letzte Stück seines Weges!

Der Norden mit seiner Fülle von Ringkreuzen, von den Felszeichnungen der Frühzeit und den Steinsetzungen auf den Hebriden in Ringkreuzart an bis zur Verwendung im Brauchtum unserer Tage wird einer großen geschlossenen Arbeit bedürfen.

(Schluß folgt.)

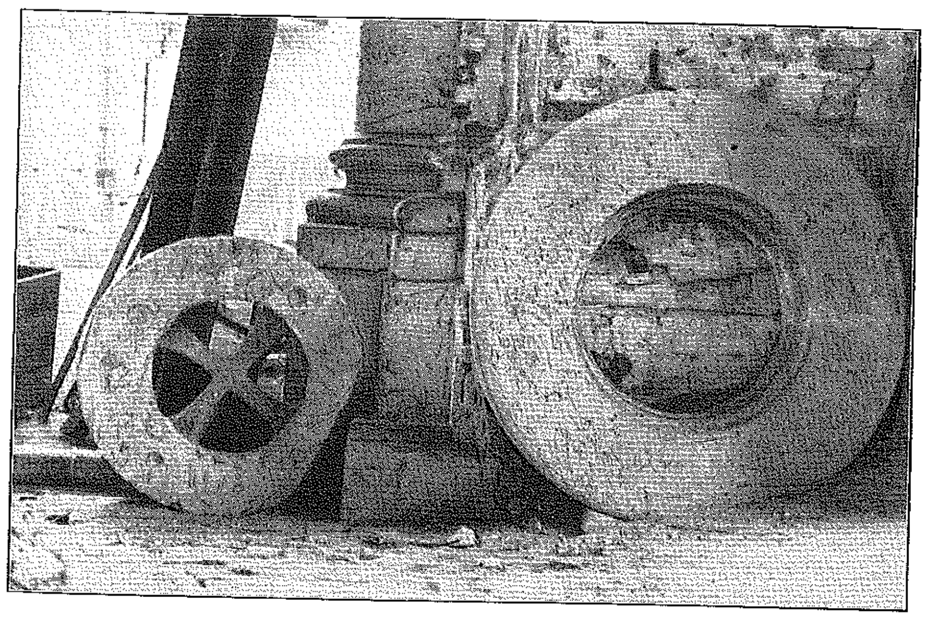


Abb. 33. Aus einem Block gehauene Sonnenfenster der Franziskuskirche in Perugia.



Abb. 34. Verfallende Kirche unterhalb der Stadt Spello.

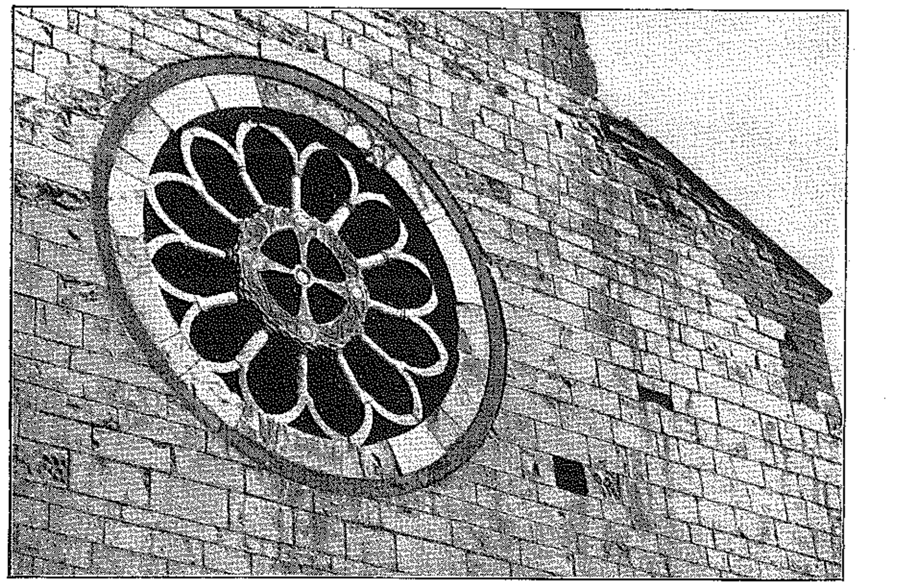


Abb. 35. Ringkreuz als Mittelstück eines Fensters der Kirche bei Spello.

Die Bücherwaage

Wieser, Max, **Völkischer Glaube. — Blut und Geist.** Als Wahrzeichen d. nord. Menschen i. Vergangenheit u. Gegenwart. Leipzig, Adolf Klein, 1933, 61 S., 8° = Reden u. Aufsätze z. nord. Gedanken. H. 2. 1,60 RM.

Zwei kleine Bekenntnisschriften im 2. Heft der „Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken". — „Blut und Geist", ein Vortrag vom Mai 1932, ist eine ernste Mahnung, die unsere stürmische Erhebung auch auf die noch ungelösten Aufgaben geistiger Zielsetzung und arteigener Gotteserkenntnis sich besinnen heißt. — Die Schrift „Völkischer Glaube" wehrt mit wohltuender Ruhe und Sachlichkeit theologisches Mißverstehen ab. Ein Satz sei hier angeführt, zu Nutz und Frommen aufgeregter Streiter aller Fronten: „Glaubensfragen kann jedes Menschen Herz nur in Ehrfurcht vor sich selbst stellen und beantworten, und man soll nicht Bindungen brechen, wo sie zu Recht bestehen, oder gewaltsam zerreißen, was nur von allein sich lösen läßt. Es ist geradezu ein Vorzug der völkischen Bewegung, daß sie in ihren besten Vertretern diese Scheu vor fremdem Innern besitzt... Sie wird niemals — das kann heute schon gesagt werden — Missionstätigkeit betreiben wie die christlichen Kirchen seit Jahrhunderten: sie verlöre sonst ihren Glaubensgrund altnordischer Duldsamkeit." G.

Fricke, Fritz, **Die Ortung.** 28 S. 8°. Selbstverlag d. Verfassers (Schwalenberg i. L.).

Fricke hat 1930 schon einmal eine ähnliche Arbeit herausgebracht, in der er neue Ortungen neben die schon von Teudt behandelten stellte. Die „Ortung" geht darüber hinaus. Sie behandelt das Wesen der neuen Ortungswissenschaft grundsätzlich. Der Untertitel „von vorgeschichtlichen Sternwarten und Kalenderstätten" zeigt, in welcher Richtung Fricke den Ursprung der Ortungserscheinungen sieht. In einer kurzen Schlußbetrachtung glaubt er, bis zu einem gewissen Grade sogar aus diesen Erscheinungen auf die germanische Weltanschauung zu kommen.

Wie Fricke sich in einigen früher erschienenen Schriften schon mit den Gegnern Teudts und der Ortung auseinandersetzte, so fertigt er sie auch hier noch einmal ab in einer Art, die klarlegt, daß über Bestehen und Nichtbestehen der Ortung heute nicht mehr zu streiten ist.

Begrüßenswert erscheint, daß „die Ortung" auch die verwandten Forschungsgebiete berücksichtigt. Die Einbeziehung von Flurnamen und Sagen führt mehr an das Denken und Empfinden der Bevölkerung heran als manche trotz aller Wichtigkeit doch an der Oberfläche der Erscheinungen bleibende Forschungsarbeit. Hier bietet sich ein Weg, an die Staats- und Lebensformen, wie an das Recht und die Weltanschauung unserer Vorfahren zu kommen. Und das ist im letzten Grunde ja doch wichtiger als die Feststellung der vorgeschichtlichen Werkzeuge, Kleidungen usw.

Das „Weltall" bringt in H. 3 des 33. Jgs. (Berlin, Dez. 1933) einen Bericht über den Vortrag von Prof. Dr. R. Lehmann-Nitsche, „Die Sterne und Sternbilder am Hochaltar des Sonnentempels in Cuzco". Nach der Eroberung der Hauptstadt des Inkareiches im Jahre 1533 wurde der Tempel dem Bruder des spanischen Heerführers, Don Juan Pizarro, zugesprochen, und dieser schenkte ihn dem Dominikanerorden. Der Orden verwandelte den Tempel nach entsprechenden Umbauten in eine Kirche und hat sie heute noch in Besitz. Am Hochaltar des alten Tempels war die große Sonnenscheibe angebracht, und zwar so, daß sich die Sonne beim Aufgang darin spiegelte.

Volk und Glaube. Monatsblätter für deutschen Heimatglauben. Schriftl. Dr. R. Viergutz. Jg. 1, 1933 (12 H.), H. 10, Gilbh., Schweinfurt, Rigverlag. 8 S., Gr.-8°. (F) Halbj. 1,10 RM., Einzelheft —,20 RM.

Wichtig der Leitaufsatz von Groh: „Einigungsbestrebungen im nichtchristlich-religiösen Lagern". Ein trübes Bild von Zerrissenheit, Streit um Kleinigkeiten, Mangel an Zielbewußtsein. Kaum ein andres Volk leidet so schwer darunter wie wir, daß Fremde ihm die Quellen seiner Seele verschütten konnten. So tappen wir alle ziellos im Dunkeln und suchen die verlorene Heimat. Wir müssen schwer darum ringen, aber wir lassen nicht ab, bis wir heimgefunden haben. Das Ziel, wie es Groh umschreibt: Einigung der gesamten deutschen Volksgemeinschaft in einem undogmatischen, unsrer Wesensart entsprechenden Glauben! Soll es unter Geschwätz und flüchtigem Massenrausch, unter lieblosem Starrsinn und denkfauler Engstirnigkeit, unter Streitereien und Eifersüchteleien auch heute wieder vergessen werden? G.

Zeitschriftenschau

Zur geistigen Kultur der Germanen

Leonhard Franz, **Alteuropäische Tänze.** Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 63. Band, Heft 3/4, 1933. Der Tanz gehört zu den ursprünglichsten und natürlichsten Äußerungen des Menschen. Sein Anfang darf vielleicht sogar bis ins Tierreich zurückverlegt werden, wobei an die Tanzbewegungen des balzenden Auerhahns erinnert sei. Für Europa ist der Tanz bereits in der jüngeren Altsteinzeit belegt. Die bekannten Höhlenzeichnungen und -malereien sind offensichtlich magischen Charakters. Deutlich lassen sich Jagd- und Fruchtbarkeitszauber unterscheiden. Unter den Bildern kommen nicht selten auch Menschen in Tiermasken vor, von denen einige eine von Naturvölkern gern geübte Jagdlist darstellen mögen, andere sind unzweifelhaft Maskentänzer. Ein weiterer Beleg für Tanzzeremonien fand sich in der Höhle von Tuc d'Audubert in den Pyrennäen, in derem hintersten Höhlenraume sich die Plastik eines Wisentpaares befindet. Dort und in dem davorliegenden Raume fanden sich menschliche Fußspuren in solcher Anordnung, daß sie nur als Tanz, und zwar Gruppen- und Bewegungstanz, gedeutet werden können. Auf vereinzelt unter den Bildern vorkommenden Maskenszenen wird derselbe Fruchtbarkeitszauber durch ein Menschenpaar dargestellt, ein Vorgang, der in geschichtlicher Zeit als „Heilige Hochzeit" fortlebt. Das Drama, dessen Erfindung man den Griechen zuschrieb, wurzelt also bereits in der Altsteinzeit. — Für die in ihrer Kunst rein ornamental gerichtete Jungsteinzeit haben wir nur einen indirekten Beweis für den Tanz: sanduhrförmige, mit heiligen Zeichen versehene Tontrommeln, die vorwiegend in Mitteldeutschland vorkommen. Von der Bronzezeit ab aber sind wir wieder reich unterrichtet. Mit dem Beginn einer bäuerlichen Kultur am Anfang der jüngeren Steinzeit hatte sich der alte Fruchtbarkeitszauber natürlich den bäuerlichen Belangen zugewendet, um allmählich zur höheren Ebene einer Erflehung göttlichen Segens für Ackerflur und Vieh aufzusteigen. Aber im Mittelpunkte der Kulthandlung steht ebenso unverändert der Tanz, wie — mindestens symbolisch — der uralte Brauch der magischen Hochzeit. Das gilt für Griechen und Römer ebenso, wie für den Norden. Hier können wir sein Fortleben beobachten von den schwedischen Felsbildern der Bronzezeit, den Nachrichten über den Nerthuskult, die uns Tacitus überliefert hat (der schwer deutbare Name „Nerthus" darf vielleicht zu altindisch nṛtú = Tänzer gestellt werden), und die uns von Adam von Bremen und Saxo Grammaticus übermittelten Nachrichten über den Freyr-Kult in Schweden, bis in mancherlei Volksbräuche und Prozessionen der Gegenwart hinein. Im engsten Zusammenhang mit den Fruchtbarkeitskulten stehen die Tanzdarstellungen in Gräbern, wie die Tänze bei Leichenfeiern. Aus der Fülle der Beweise sei hier nur erwähnt für den Norden das bronzezeitliche Kivik-Grab und für den Süden die Leichenfeier des Patroklus bei Homer; noch im Jahre 1227 erließ das Konzil zu Trier ein Verbot gegen „Dreischritttänze, Gesänge und derlei weltliche Spiele" auf Friedhöfen und in Kirchen. Erwähnt seien hier auch die germanischen Waffentänze. — War der Tanz allmählich von einer Zauberhandlung zu einer Ehrung der Gottheit aufgestiegen, so läßt sich fast bei allen europäischen Völkern zugleich auch der weltliche Tanz nachweisen. Weitere Abschnitte der Abhandlung sind der Bedeutung des Tanzes bei den übrigen europäischen Völkern gewidmet. / Wolfgang Schultz, **Die Germanen der frühen Eisenzeit.** Volk und Rasse. Verlag J. F. Lehmann-München. 8. Jahrgang, Heft 8, 1933. Der Aufsatz ist ein Abschnitt aus dem bei Lehmann-München erschienenen Buche des Verfassers „Altgermanische Kultur in Wort und Bild". Der Abschnitt bringt die Lage des Germanentums am Anfang der Eisenzeit, etwa ab 800 v. Chr., zu einer anschaulichen Darstellung und ist besonders fesselnd in der un-

geschminkten Kennzeichnung des Römertums, das den Germanen von der spätesten Latènezeit ab entgegentrat. / Henrik Schück, **Der Stein von Torneå.** Fornvännen, Heft 5, Stockholm 1933. 1677 ließ Karl d. Elfte einen angeblichen Runenstein nördlich der Stadt Torneå untersuchen. Angeblich sollten auf ihm außer Runen auch drei Kronen, das schwedische Reichswappen, eingehauen sein. Die Kronen erwiesen sich als Täuschung, die Zeichen konnten möglicherweise Ornamente sein. 1736 untersuchten Maupertius und Celsius den Stein. Auch der runenkundige Celsius glaubte keine Runen erkennen zu können, und Maupertius warf die Frage auf, ob es sich nicht überhaupt um Naturbildungen handle. Der Aufsatz bringt diese oft umstrittenen Zeichen in vorzüglichem Druck zur Wiedergabe. / Günther Saß, **Altisland. Bekehrerpraxis.** Nordische Stimmen. Adolf Klein-Verlag, Leipzig. 3. Jahrg., Heft 12, 1933. Der Aufsatz setzt sich auseinander mit dem Abschnitt „Christwerdung" aus der Schrift „Arteigene Religion und Christentum" von Walter Baetke, der behauptet, die Germanen, insbesondere auch die Nordgermanen hätten das Christentum freiwillig angenommen. Die Sagas beweisen genau das Gegenteil. Sie berichten nicht nur über zahlreiche, heidnische Märtyrer, sondern beweisen auch klar, daß die Ausbreitung des Christentums keineswegs als rein geistige Lehre, sondern schlechthin mit Gewalt und Blut vorgenommen wurde.

Kultur und Technik

Martin Hell, **Die neolithischen Funde vom Dürrnberg bei Hallein. Ein Beitrag zur ältesten Salzgewinnung.** Wiener Prähistorische Zeitschrift, 20. Jahrg., Heft 2, 1933. Am Dürrnberg bei Hallein im Salzburgischen sind eine Reihe von vorgeschichtlichen Funden gemacht worden, deren hochgelegenes Vorkommen in unmittelbarer Nähe des Salzgebietes sicher mit vorgeschichtlicher Salzgewinnung in Verbindung zu setzen ist. Die ältesten Funde gehören der Bandkeramik zu, und zwar einer etwa um 2500 v. Chr. anzusetzenden Gruppe der Stichbandkeramik, die aus dem bayrischen Donautale eingewandert sein muß. Eine sehr altertümlich wirkende Feuerstein-Klingenindustrie deutet vielleicht noch auf höheres Alter. Zur ältesten Salzgewinnung dienten hier wie auch an anderen Orten des Alpengebietes die salzhaltigen Quellen, in deren Nähe auch die ältesten Funde gemacht wurden. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit ist man dann jedoch zu bergmännischem Abbau übergegangen. / Oskar Bohnicky, **Die Hallstätter Sammlung aus der älteren Eisenzeit im Urgeschichtlichen Institute der Wiener Universität,** ebenda. Das gesamte Material des bedeutsamen Fundortes ist neu bearbeitet und geordnet worden und wird in dieser Arbeit z. T. auch in vorzüglichen Abbildungen wiedergegeben. Verfasser bedauert nicht mit Unrecht, daß die Hallstätter Funde so früh aufgedeckt worden sind, da unsere heutigen Methoden sicher um vieles leichter imstande wären, die Rätsel und Merkwürdigkeiten dieses eigenartigen Fundortes zu lösen. / Martin Hell, **Zwei Funde am Untersberg bei Salzburg,** ebenda. Nach einer Sprengung am sagenumwobenen Untersberg wurde eine Lanzenspitze mit geschweiftem Blatt geborgen, die der späteren Bronzezeit zugehört. Die Reste eines kupfernen Gußkuchens, die in der Nähe gefunden wurden, mögen mit diesem Fund in Zusammenhang stehen.

Zur Geschichte der Forschung

E. Waldmann, **Prähistorische Fälschungen.** Atlantis. Verlag Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig. 6. Jahrgang, Heft 1, 1934. Verfasser berichtet über das Buch «Les fraudes en archaeologie préhistorique» von A. Vayson de Pradenne (Paris. Nourcy. 1932), das eine Geschichte vorgeschichtlicher Fälschungen bis zum Jahre 1900 bringt, die freilich viel früher begonnen haben, als die Vorgeschichtswissenschaft selbst, und sich jeglichen Gebietes bemächtigt haben, von den altsteinzeitlichen Knochenritzzeichnungen bis zu mit Stahlfeder geschriebenen Briefen Karls d. Gr.

Hertha Schemmel.

Braunschweigische Heimat. Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz. 24. Jahrgang 1933, Heft 5. — Aus dem reichen Inhalt können wir hier nur einiges für uns Wichtige hervorheben. — Pastor Eggeling schildert alte Kreuz- und Ringkreuzsteine, die jetzt vor der Kirche in Stadtoldendorf stehen, und bringt dazu mehrere sehr gute Abbildungen. — Dr. Lüders berichtet über die Grabungen von Prof. Hofmeister auf dem „Sachsenberg" bei Harzburg. Das Ergebnis dieser Grabungen läßt die bisherigen Anschauungen von der Geschichte und Lage der alten Harzburg sehr zweifelhaft und gründlicher Untersuchung bedürftig erscheinen. Es beweist ganz allgemein, wie notwendig es ist, alle überkommenen oder ungenügend gesicherten Geschichtsanschauungen immer wieder auf ihre Grundlagen zu prüfen. — Die Braunschweiger Flurnamensammlung ist, wie Prof. Hahne berichtet, im letzten Jahre um weitere Beiträge vermehrt worden. G.

Vereinsnachrichten

Hagen. Die Ortsgruppe hielt ihre Dezember-Monatsversammlung am 2. Dezember ab. Diesmal diente die Versammlung der Vorbereitung zu dem kommenden Vortrag von Prof. Herman Wirth in Hagen.

Ing. Kottmann wies in einleitenden Worten auf die Bedeutung der Wirthschen Forschungen hin. Aus der Beobachtung des jährlichen Sonnen- und Mondlaufs erwuchs der Zeitbegriff und die Kunst des Zeitmessens; ihr dienten Landmarken, deren Beziehungen zu den scheinbaren Aufgangs- und Untergangspunkten der Himmelslichter ein Maß für den Zeitablauf boten. Sonne und Mond, ihr Erscheinen und Entschwinden, Tag und Nacht, Geburt und Tod, und alle Merkpunkte des Jahreslaufs und des Lebens, die darin eingeschlossen waren, wurden durch sinnbildliche Zeichen angedeutet; aus solchen Sinnbildern entstanden Kultzeichen und Runen, die zur Entwicklung unserer Schrift führten. Gelingt es uns, diesen Weg rückwärts zu verfolgen, so werden wir das Welt- und Gottesbild unserer Vorfahren in seinen Grundzügen wiedererkennen können.

Herr Risse, Mengede, sprach sodann allgemein über einige vorchristliche Spuren in Sitten, Gebräuchen, Heiligenbezeichnungen und anderen religiösen Landeserinnerungen. — Karfreitag und Ostern, der Tag des Sterbens, Versinkens und die Feier der Auferstehung, haben ihre Wurzeln in vorchristlichen Anschauungen. Nicht dem Gedanken an Vernichtung gilt der Karfreitag, sondern dem Samenlegen, dem Ruhen- und Reifenlassen, dem „Stirb — und werde!" Der Karsamstag ist dann der Rüsttag zum Neuwerden; noch jetzt wird in katholischen Kirchen das neue Feuer, das „Ur- und Notfeuer" entzündet, nachdem das alte am Karfreitag verglommen war. Und das Volk draußen brennt die Osterfeuer ab und läßt die flammenden Räder zu Tal rollen, wie das ewige Licht der Sonne aufs neue der Erde leuchtet.

Auf den alten Grabsteinen, z. B. an den Kirchen in Iserlohn, sehen wir überall noch den Lebensbaum und den Lebensvogel. Der Lebensbaum ist uns in stilisierter Form von den Externsteinen bekannt (da steht der Kreuzesabnehmer auf dem gebeugten germanischen Lebensbaum). Der Lebensbaum ist Deutung der menschlichen Lebensfülle, mit den Wurzeln fest in der Erde verwachsen und mit dem Gezweig sich zum freien Himmel reckend; er ist der „Weltenbaum" der Sage. Auf dem Lebensbaum sitzt sinnbildlich die Seele des Abgeschiedenen als Vogel; sie wird nach ihrem Abflug wieder zum Leben zurückkehren, wie wir sterbend hoffen.

Den Flurnamen müssen wir besondere Aufmerksamkeit widmen. Gar oft können uns scheinbar unverständliche Namen verraten, wo noch Spuren der Vorzeit verborgen liegen, denn die Flurnamen haben sich, oft verstümmelt zwar und nicht leicht erkenntlich, überraschend lange gehalten, wenn die Erinnerung an ihre Bedeutung schon lange erloschen war. Auch die Ortssagen müssen wir beachten. Wie manche Sage von „begrabenen Heidenkönigen mit goldenen Schätzen" hat ihre Bestätigung gefunden, wenn wir mit dem Spaten das Erbe unserer Vorfahren suchten.

Hamburg. Die Mitglieder der Vereinigung aus Hamburg und Umgegend nahmen am 16. November 1933 an einem Vortrage von Prof. Dr. Hashagen über „Die alten Germanen und wir" im Überseeklub Hamburg teil und fanden sich nach dem Vortrage zu kurzer Aussprache zusammen. Der wissenschaftlich nicht uninteressante Vortrag blieb für die Freunde germanischer Vorgeschichte vielfach unbefriedigend wegen seiner Einseitigkeit der Quellenbenutzung und erregte bei einem erheblichen Teil der Zuhörer überhaupt lebhaften Widerspruch wegen der unerfreulichen Art der Darbietung, besonders bezüglich der religiösen und moralischen Anschauung und Werte der alten Germanen. In der anschließenden Besprechung der Freunde unserer Vereinigung bestand Einheitlichkeit darüber, daß künftig nach Art der Ortsgruppe Zusammenhang gepflegt werden sollte.

Dank gütiger Einladung unseres Mitgliedes, Frau Anna Maria Darboven und ihres Gatten, hatten die Mitglieder der Vereinigung Gelegenheit, am 2. Dezember Herrn Direktor Wilhelm Teudt zu begrüßen und von ihm interessante und erhebende Ausführungen über die Externsteine und

ihre Bedeutung für die Vorgeschichte der alten Germanen zu hören. Die Fülle anregender und beweiskräftiger Einzelheiten verstärkte neu die Überzeugung, daß uns in den Resten altgermanischer Kultstätten und Anlagen in der Gegend des Teutoburger Waldes wertvollste und schönste Andenken an unsere Vorfahren, aber auch wichtige Denkmale für die Beurteilung ihrer Geschichte glücklicherweise erhalten geblieben sind, deren Auswertung allerdings große Mühe macht und tiefe Liebe zum Geschlechte unserer Altvordern voraussetzt. Herrn Direktor Teudt wurde der warme Dank für seine Ausführungen und seine verdienstvolle Arbeit für die Erforschung der germanischen Vorgeschichte ausgesprochen.

Die Verbindung der Mitglieder in Hamburg und Umgegend soll aufrechterhalten und gegebenenfalls auch förmlich zu einer Ortsgruppe ausgestaltet werden. Mitteilungen werden vorläufig an Herrn Direktor Sturm, Hamburg 39, Scheffelstraße 24a, erbeten.

Die Externsteine im Bilde. Da wir leider nicht mehr in der Lage sind, den vielfachen Anforderungen nach Bildern der Externsteine zu entsprechen, haben wir eine Reihe von 18 der besten Aufnahmen des Herrn F. Düstersiek zusammengestellt (Größe: 6 : 9 cm), die von unserer Bild-Zentrale L. Römer, Detmold, Wall 16, zum Preise von 2 RM. (gegen Einsendung des Betrages oder durch Nachnahme) zu beziehen sind. Weitere Bildfolgen werden auf Wunsch zusammengestellt.

Personalnachrichten: Dr. Herbert Krüger, unsern Mitgliedern bekannt von der letzten Tagung her, hat vom 1. 10. 1933 die Leitung des Göttinger Altertumsmuseums übertragen bekommen.

Privatgelehrter Freerk Haye Hamkens unterstützt seit Dezember vorigen Jahres Dir. Teudt in seinen Arbeiten und in der Ordnung der außerordentlich angewachsenen Archivbestände.

Unsere diesjährige Tagung findet in der Pfingstwoche vom 22. bis 24. Mai in Bad Harzburg statt. Den Teilnehmern wird die Möglichkeit geboten, in den Pfingsttagen am Questenfest teilzunehmen, von wo am 22. Mai nachmittags eine Autofahrt unter sachgemäßer Führung quer durch den Harz nach Harzburg vorgesehen ist. — Ausführliche Tagungsfolge erscheint im März. Vorträge halten u. a.: Prof. Schultze-Naumburg, Studienrat Dr. Lüders und W. Teudt.

Mitteilung der Schriftleitung.

1. Bei der Schriftleitung gehen in großer Zahl unverlangte Arbeiten ein. Wir freuen uns über die rege Teilnahme, die der deutschen Ur- und Frühgeschichte und damit „Germanien" entgegengebracht wird. In den Begleitschreiben zu diesen Arbeiten wird nun aber häufig verlangt, daß die Schriftleitung umgehend Stellung nehmen soll. Das ist bei der Fülle der Eingänge nicht möglich, außerdem erfordert eine sorgfältige Prüfung Zeit. Die Schriftleitung bittet deshalb um Geduld.
2. Den Arbeiten müssen Marken für die Rücksendung beigelegt werden.
3. Die Arbeiten müssen auf einseitig beschriebenen Blättern eingereicht werden. Sehr erwünscht ist ein Seitenrand von etwa 6 cm Breite und weiter Zeilenabstand. Andernfalls müssen bei irgendwelchen Vermerken und Änderungen erst Zettel angeklebt werden, was die Arbeit unnötig verlängert.
4. Bei Zeichnungen erbitten wir einen allseitigen Rand von etwa 4 cm Breite.
5. Kleinere Änderungen und Kürzungen muß sich die Schriftleitung schon aus technischen Gründen vorbehalten.
6. Die Arbeiten sollen möglichst frei von Fremdworten sein. Sind solche nicht zu vermeiden, weil es sich um einen eingebürgerten (oder festgerosteten) Fachausdruck handelt, so gebe man in Klammern die Verdeutschung!

„Kenntnis und Verständnis der deutschen Vorzeit ist darum für jeden vaterlandliebenden Volksgenossen ein unbedingtes Erfordernis, und immer größer wird die Zahl derer, die selbst aus den alten Quellen schöpfen, sich ein eigenes Urteil bilden und das Gängelband einseitiger oder in überlebten Anschauungen befangener Darstellung abweisen wollen." Ludwig Wilser.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 März / Lenzing Heft 3

All unser Suchen ist ein Weg zurück,
All unser Finden nur ein Wiedersehn,
Alles Erkennen nur ein Auferstehn,
Uralter Weisheit unser Wissen nur ein Stück.

All unser Ringen ist ein Quellengraben
Nach heil'gen Wassern, die versickert sind,
Nach einem Strom, der in der Tiefe rinnt,
Zu dessen Ufern wir den Pfad verloren haben.

E. W.

Die Germanen in der Silvesterpredigt des Kardinals Faulhaber

Von O. Suffert

Daß die Geschichte neben ihren rein wissenschaftlichen Feststellungen große politische Aufgaben zu erfüllen hat, ist bekannt, und heute wird kaum jemand so töricht sein wollen, diese Aufgabe zu bestreiten. Ich erinnere etwa an die politische Bedeutung der an sich rein wissenschaftlich bearbeiteten Vorgeschichte des Weltkrieges, wie sie in dankenswertester Weise in den „Berliner Monatsheften"[1] betrieben wird. Oder etwa an wissenschaftliche Untersuchungen über die Haltung eines Teiles der deutschen Presse im Weltkrieg, aus denen sich ohne weiteres Richtlinien für das politische Handeln ergeben[2].

Auch die deutsche Urgeschichte hat, seitdem wir den völkischen Staat haben, eine politische Aufgabe erhalten. Demgegenüber kann man gelegentlich den Einwand hören, daß Geschichte und Urgeschichte bezüglich ihrer politischen Gegenwartsaufgaben nicht verglichen werden könnten. Jene zeige — und zwar um so besser, je näher uns der behandelte Zeitraum liege — Kräfte auf, die noch in die Gegenwart hinein wirkten, diese aber liege viel zu weit zurück, um auf das politische Leben der Gegenwart irgendwelche Wirkungen haben zu können. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig.

[1] Herausg. von Dr. h. c. Alfred v. Wegerer (Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen).
[2] W. Nicolai, Nachrichtendienst, Presse und Volksabstimmung im Weltkrieg.

Ein gesunder Staat ist nicht möglich ohne Ehre und Selbstachtung des Volkes, für das er die politische Form ist. Unsere Gegner im Weltkriege haben das genau gewußt, und deshalb gaben sie sich die größte Mühe, die Selbstachtung des deutschen Volkes zu zerstören. Der *völkische* Staat setzt voraus, daß sein Volk nicht nur heute, sondern von jeher wertvoll gewesen ist. Werden diese Werte herabgemindert, so wird durch solches Vorgehen zugleich der Wert des völkischen Staates überhaupt verkleinert.

Eine solche Wertminderung liegt vor, wenn unsere Vorfahren nach den verschiedensten Richtungen hin als „Barbaren" hingestellt werden, wenn man behauptet, „Kultur" sei ihnen erst durch gütige fremde Vermittlung aus fremdvölkischen Quellen gebracht worden. Solche Behauptungen sind zweifellos geeignet, die Selbstachtung unseres Volkes zu erschüttern. Gegen solche falschen Meinungen aufzutreten ist die Aufgabe der Urgeschichtsforschung, und somit ist ihre politische Bedeutung zur Gegenwart erwiesen.

Noch 1933 ist in der Presse verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß es nunmehr überflüssig sei, Beweise dafür zusammenzutragen, Germanien habe von jeher eine arteigene Kultur gehabt. Ein solches Bemühen hieße, offene Türen einrennen. Dem ist nicht so. Am Silvesterabend 1933 hat der *Kardinal Faulhaber*, nachdem drei Adventspredigten über das Alte Testament und eine über den „Eckstein zwischen Judentum und Christentum" vorangegangen waren, in St. Michael in München eine Predigt[1] über „Christentum und Germanentum" gehalten, in der es klar und deutlich heißt (S. 8): „*Von einer eigentlichen Kultur* der vorchristlichen Germanenzeit (‚Es handelt sich um die alten Germanen vom 1. bis zum 9. Jahrhundert, also nicht um die Deutschen des eigentlichen Mittelalters.' S. 3) kann nach Tacitus *nicht die Rede* sein."

Eine Predigt von dieser Grundhaltung, gehalten an diesem Tage und in diesem Orte von einer solchen Persönlichkeit, das klingt wie eine Kampfansage für das Jahr 1934. Zum mindesten zeigt sie, daß der Kampf gegen die Falschmeinung von der Kulturlosigkeit unserer Vorfahren längst noch nicht überflüssig geworden ist. Wäre er es, dann hätte eine derartige Predigt nicht gehalten werden können.

Es ist deshalb von grundsätzlicher Bedeutung, daß Alfred Rosenberg, der Leiter des außenpolitischen Amtes der NSDAP. und Reichsleiter des Kampfbundes für Deutsche Kultur, am 21. Januar 1934 in Hannover sich scharf gegen die Predigt des Kardinals wandte. Und wesentlich ist ferner, daß die Kundgebung veranstaltet war von der Gauleitung der NSDAP. Südhannover-Braunschweig und der Landesleitung Niedersachsen des Kampfbundes für Deutsche Kultur, und nicht zufällig dürfte es gewesen sein, daß die Hitler-Jugend mit ihren Fahnen teilnahm.

Im vorliegenden Zusammenhang müssen wir uns darauf beschränken, aus dem Vortrag über den *Kampf der Weltanschauungen* jene Ausführungen herauszuziehen, die sich gegen die Predigt des Kardinals richten. Der Widerlegung dieser Vorwürfe schickte Rosenberg grundsätzliche Bemerkungen über das Verhältnis des Nationalsozialismus zu den geltenden Konfessionen voraus. Der Nationalsozialismus lehne eine Festlegung auf konfessionelle Grenzen ab. Er verfechte den Grundsatz der Duldsamkeit, und dieser Grundsatz entstamme der germanischen Begriffswelt und Weltanschauung (Man erinnere sich der Vorgänge bei der Einführung des Christentums auf Island!). Germanische Freiheit bestehe in Anerkennung von Gesetz, Recht und Staat bei innerlicher Selbstverantwortlichkeit, und in der Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Glaubensüberzeugung. Im Rahmen der deutschen Bewegung sei kein Raum für Dogmenstreit, ihr sei es vielmehr zu tun um Charakterbildung. Zeitweise habe man versucht, den Menschen durch

[1] Christentum und Germanentum. Silvesterpredigt von Kardinal Faulhaber in St. Michael zu München am 31. Dezember 1933. Druck und Verlag A. Huber, München 2 M, Neuturmstr. Seitenzahlen angeführter Stellen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Furcht und Angst vor dem Jenseits zu erziehen; der Nationalsozialismus appelliere im Gegensatz dazu an Mut und Kraft.

Rosenberg verlas nun einige Stellen aus der Predigt des Kardinals Faulhaber, um zu belegen, daß dieser den Ergebnissen der Erforschung unserer germanischen Urgeschichte ganz unwissend gegenüberstände. Wenn ferner Faulhaber sagt, daß dem Vaterlande mit echten Jüngern des Evangeliums mehr gedient sei als mit „kriegslüsternen Germanen", so betonte Rosenberg, daß sich der Kardinal damit die Beschuldigungen unserer Feinde — und um die Entkräftung dieser Anwürfe und Anklagen gehe zur Stunde noch unser ganzes außenpolitisches Ringen — zu eigen zu machen scheine. Wenn Faulhaber weiter sagt, daß wir nicht darum vom Kommunismus befreit worden seien, um in altgermanische Barbarei zu verfallen, so könne das nur als schwerste Diffamierung jener Selbstbesinnung angesprochen werden, die sich im Dritten Reich vollziehe. Der Kardinal habe es lediglich Adolf Hitler zu verdanken, wenn er heute überhaupt in Deutschland noch predigen könne.

„Wir müssen uns dagegen wehren, wenn die deutsche Geschichte und die deutsche Vergangenheit, wie wir sie sehen, plötzlich schlecht gemacht wird. Wir müssen einen Appell an das deutsche Volk richten, derartige Redensarten, die die deutsche Vergangenheit und die germanische Kultur mißachten, nicht in Ruhe hinzunehmen. Aus der Wertung der Rassen und den Kenntnissen, die uns daraus geworden sind, haben wir freilich in vielem eine andere Auffassung des Verlaufs der deutschen Geschichte erhalten. Wir glauben nicht, daß es angeht, dieses Dritte Reich, das wir bauen, unmittelbar als die Fortsetzung des Römischen Reiches Deutscher Nation zu bezeichnen, das zu seiner Entstehung es nötig hatte, durch den Frankenkönig Karl unter dem Vorwande der Christianisierung 4500 Sachsen hinmetzeln zu lassen. Wir glauben, daß uns der Sachsenherzog Widukind nähersteht als Karl der Große. Wir sehen eine neue Geschichtsreihe vor uns entstehen, die von Armin dem Cherusker über Widukind, Heinrich den Löwen bis zu Adolf Hitler führt. Und wir sagen, daß heute Widukind durch Adolf Hitler Karl überwunden hat." (Aus dem Bericht eines Teilnehmers an der Kundgebung.)

„Germanien" hat es ebenfalls von jeher vermieden, sich auf eine Konfession festzulegen, und eine Behandlung der Predigt des Kardinals Faulhaber beschränkt sich deshalb für uns auf eine wissenschaftliche Prüfung jener Behauptungen, die der Kardinal über die Zustände der vorchristlichen Zeit Deutschlands vorbringt, und der Methode, mit der er arbeitet.

Die Predigt will das Christentum verteidigen, „denn im deutschen Volk sind Geister an der Arbeit, um neben den beiden christlichen Bekenntnissen eine nordisch-germanische Religion aufzurichten" (S. 2). Diese Verteidigung „soll das Germanentum nicht anklagen oder angreifen" (S. 3), tatsächlich setzt sie es unerhörter Weise herab, weil der Verfasser die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung einfach übergeht oder sie nicht kennt. Die Predigt ist in vier Fragen gegliedert; sie heißen:

1. Wie es bei den alten Germanen in ihrer vorchristlichen Zeit ausgesehen hat.
2. Wie das Christentum bei den alten Germanen eingeführt wurde.
3. Wie sich das Christentum zur germanischen Rasse stellt.
4. Wie sich das Christentum zu den germanischen Volksgebräuchen stellt.

Wir stellen uns durchaus zu der Vorbemerkung, die der Beantwortung der ersten Frage vorangesetzt ist (S. 3/4). „Die deutsche Wissenschaft hat in aller Welt den Ruhm, daß sie wahrhaft wissenschaftlich aus den *Geschichtsquellen* schöpfe und nicht mit Mutmaßungen sich begnüge. Wir wollen hoffen, daß dieser gute Ruf deutscher Geistesarbeit auch auf dem Gebiet der deutschen Altertumskunde erhalten bleibe, daß also alle, die über die Zustände bei den alten Germanen schreiben, zuerst Quellenstudien machen und nicht mit eigener Phantasie und nach eigenen Vorurteilen Märchen zusammendichten." *Quel-*

len studien! nicht die unkritische Übernahme *eines* Quellenberichtes! So aber verfährt Kardinal Faulhaber. Es dürfte heute kaum mehr irgendwo bestritten werden, daß zu den Quellen, die für die Geschichte unserer Vorfahren auszuwerten sind und in weitestem Maße auch wissenschaftlich ausgewertet werden, nicht allein die schriftlichen Quellen gehören, sondern die mindestens ebenso wichtigen, für die gesamte Kultur der Stein-, Erz- und frühen Eisenzeit überhaupt allein vorhandenen und maßgebenden *Bodenfunde*. Nichts davon in der Predigt! „Zum Glück besitzen wir über die Zustände bei den alten Germanen eine kleine, aber wertvolle Geschichtsquelle in der ‚Germania' des römischen Geschichtsschreibers Tacitus aus dem Jahre 98 nach Christi Geburt . . . Wir halten uns an diese Geschichtsquelle" (S. 4). Selbst wenn man sich auf schriftliche Quellen beschränken will, so dürfte auch jedem, der den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, bekannt sein, daß wir doch einiges mehr haben als den Tacitus; womit nicht gesagt sein soll, daß wir den entbehren möchten.

In sieben kleinen Abschnitten wird nun zu beweisen versucht, daß die Germanen in der vorchristlichen Zeit eine eigentliche Kultur nicht gehabt haben. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit den Worten „Tatsache ist, daß . . ." Ich stelle zunächst diese „Tatsachen" zusammen: Vielheit von Göttern, Menschenopfer, wilder Aberglaube, unbändige Kriegslust, Sklaverei, sprichwörtliche Faulheit und Trunksucht.

1. „Tatsache ist, daß die alten Germanen rechts und links vom Rhein, südlich und nördlich von der Donau eine Vielheit von Göttern verehrten, den Merkur (Germania, Kapitel 9) und Herkules, Donar und Wotan, Tuisko und Thor, Kastor und Pollux (K. 43). Dazu auch weibliche Gottheiten, die Mutter der Erde und Freia. Ein Teil dieser Gottheiten war aus dem Pantheon der Römer übernommen, also nicht auf germanischem Boden gewachsen." Leider ist nicht gesagt, welche Götter nun von den Römern übernommen sein sollen. Ich finde keine unter den aufgezählten. Aber wir müssen bekennen: es wurden, landschaftlich verschieden, noch viel mehr Götter verehrt; schon Tacitus gibt mehr an (weiteres siehe etwa Sachwörterbuch der Deutschkunde[1] unter dem Stichwort „Germanen": IX. Religion). Ich verzichte bezüglich der Vielgötterei auf naheliegende Gleichläufigkeiten der Gegenwart, um Abschweifungen ins Religiöse zu vermeiden. Die „Vielgötterei" ist der erste der Beweise, daß den Germanen in vorchristlicher Zeit keine eigentliche Kultur zukommt. Logischerweise müßte sämtlichen Völkern, die mehrere Götter angebetet haben, also den Griechen, Römern, Ägyptern, Babyloniern usw., ebenfalls der Name eines Kulturvolkes abgesprochen werden. — Kastor und Pollux erwähnt Tacitus im Kapitel über die Ostweben bei den Naharnavalen, und in Hinsicht auf die „Entlehnungen" ist es besonders reizvoll, wie er diese Erwähnung abschließt: „Bei den Naharnavalen zeigt man einen alten Hain mit altem Kult. Vorsteher ist ein Priester in Frauenkleidung, als Gottheiten nennt man aber in römischer Umdeutung Kastor und Pollux. Das ist ihr Wesen, *ihr Name ist Alken*. (Ich erinnere an die Forderung, wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen zu schöpfen.) Kein Bild, *keine Spur von einem Auslandskult*; als Brüder jedoch, als Jünglinge werden sie verehrt."[2] —

[1] Sachwörterbuch der Deutschkunde. Hg. von Dr. W. Hofstaetter und Dr. U. Peters. 1930. B. G. Teubner. — Ich beziehe mich noch verschiedentlich auf das Sachwörterbuch, da es, das liegt in der Natur des Handbuches, auf Tendenz verzichtet, da es *vor* 1933 erschienen ist und da es von der Deutschen Akademie in *München* besonders gefördert worden ist. *Fachberater* des Sachwörterbuches sind für *Germanisches Altertum* Universitätsprofessor Dr. G. *Neckel*-Berlin und für *Vorgeschichte* Universitätsprofessor Dr. Wahle-Heidelberg.

[2] Apud Naharnavalos antiquae religionis lucus ostenditur. praesidet sacerdos muliebri ornatu, sed deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant. ea vis numini; nomen Alcis. nulla simulacra, nullum peregrinae superstitionis vestigium. — Die Übersetzung nach der Ausgabe von Geh. Stud.-Rat Dr. G. Ammon (Meisterwerke der Weltliteratur, hg. von Oberstud.-Rat Vinzenz Lößl), Bamberg 1927. Der lateinische Text nach Müllenhoff, Germania Antiqua. Berlin 1873. — Vgl. O. Huth, der Zobtenberg als Vandalenheiligtum. Sonnenwendfest und Zwillingskult. Germanien 5 (1933), S. 178.

Warum in dem Tatsachenbericht einmal Donar genannt wird und gleich darauf Thor, bleibt unerfindlich; meines Wissens ist an der Tatsache, daß Thor die lautgesetzlich entsprechende nordgermanische Form für den südgermanischen Gott Donar ist, nicht weiter gezweifelt. Trotz der Einführung des Christentums hat sich das Andenken an ihn erhalten. Wenn auch schon der heilige Eligius und zahlreiche Synoden dagegen eifern, den Donnerstag als heiligen Tag anzusehen, so hat er im Volke seine Heiligkeit bis in die Gegenwart bewahrt: an ihm vor allem wurden feierliche Handlungen, Gerichtssitzungen u. dgl. vorgenommen, an ihm wurden die Seelen der Abgeschiedenen gespeist und die Glocken geläutet. Geschichtlich gesehen, ist dies Überdauern kein Wunder, denn der Axt- oder Hammergott ist uns für Deutschland schon durch das Grab von Anderlingen für die ältere Bronzezeit *bezeugt* (das heißt nicht: er kam damals erst auf!), sein Kult war bei Einführung des Christentums also 1600 Jahre bezeugt, während das Christentum jener Gegend nicht älter als 1100 Jahre ist. Der Hercules Malliator, der die Fruchtbarkeit bringt, bleibt auch im deutschen Mittelalter lebendig, die Kirche kann den „Aberglauben" nicht ausrotten. In Frauenlobs Frauenleich heißt es:

> Der smit uz Oberlande (= aus dem Himmel)
> warf sinen hamer in mine schoz
> und worhte siben heiligkeit.

Wir wollen aber das Kapitel 9 der „Germania", auf das sich der Kardinal beruft, nicht verlassen, ohne seinen Schluß zu hören: „Die Götter nicht innerhalb der Wände einzuschließen oder irgendwie nach Art des menschlichen Antlitzes zu bilden, das entspricht nach ihrem Sinn der Hoheit der Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie und mit Götternamen belegen sie jenes Geheimnisvolle, das nur ihr frommer Schauder sieht." Es wäre billig gewesen, wenn der Kardinal auch des Treuverhältnisses des Germanen zu seinen Göttern gedacht hätte. Wäre das nicht vorhanden gewesen, sie wären später nicht so *treue Christen* geworden.

2. Wenden wir uns der zweiten Feststellung zu (S. 5): „Tatsache ist, daß die alten Germanen vereinzelt ihren Göttern Menschenopfer darbrachten. In einem heiligen Wald werden dem Kriegsgott Ziu Menschen geopfert (K. 39), und die Sklaven, die den Wagen einer Inselgöttin gewaschen hatten, wurden darnach in der Nordsee ertränkt (K. 40)." Die Feststellung ist richtig. Es sind sogar viel mehr solcher Opfer vollzogen worden, denn ursprünglich ist die Todesstrafe ein Opfer für den Gott, den der Verbrecher durch die Untat beleidigt hatte. Man sollte nun eigentlich annehmen, daß nach der Einführung des Christentums Tötungen in irgendwelcher Verbindung mit kirchlichen Dogmen nicht mehr vorgekommen sind. Dann bestünde Berechtigung, sich zu ereifern. Ich verweise auf die Inquisition und die Hexenprozesse. Es ist bemerkenswert, daß der Hexenglaube an sich schon dem germanischen Altertum eignet, daß aber die Strafe, welche die Unholden, die Völven traf, darin bestand, daß sie in die Einöde verbannt wurden. „Die erste Verknüpfung des Hexenglaubens mit dem orientalischen Teufelsglauben gehört dem 13. Jahrhundert an; sie hatte die berüchtigten Hexenprozesse zur Folge." (Mogk) —

Auch hier müssen wir die Frage stellen, wie es mit den Menschenopfern bei den alten „Kulturvölkern" des Mittelmeerbeckens und Vorderasiens gehalten wurde. In Ägypten wurden in der ältesten Zeit die Gefangenen durch Enthauptung den Göttern geopfert. In Philae haben sich grausame Menschenopfer dieser Art bis in die Spätzeit gehalten. Daß Menschenopfer in den Kulturen Palästinas und Syriens eine Rolle spielen, leidet keinen Zweifel (vgl. Reall. d. Vorgeschichte VIII. Bd. unter dem Stichwort „Menschenopfer"). — Auch die Griechen kannten das Menschenopfer. Noch im 2. Jahrhundert nach Chr. wurden dem Zeus Lykaios in Arkadien an den Lykaien Menschen geopfert. Ebenso sind diese Opfer für Rom erwiesen. Nach der Schlacht bei Cannae wurden, um die Götter

zu versöhnen, nach der Weisung der Sibyllinischen Bücher ein Gallier- und ein Griechenpaar *lebendig* begraben.

3. „Tatsache ist, daß die alten Germanen in ihren Wäldern und Sümpfen einem wilden Aberglauben ergeben waren ‚wie kaum ein zweites Volk', daß sie aus Runenstäben die Antwort der Götter erfragten, aus dem Flug der Adler und Raben, sogar aus dem Wiehern der Rosse, den Ausgang eines Unternehmens erfahren wollten (K. 10)."

Selbstverständlich schreibt Tacitus im 10. Kapitel nichts von Aberglauben. Den Schluß des 9. Kapitels habe ich oben angeführt. Es heißt dann weiter (K. 10): auspicia sortesque ut qui maxime observant. „Auf Vorzeichen und Weissagung durch Lose achten sie wie kaum ein zweites Volk." Diese Übersetzung von qui maxime mag ruhig bleiben, denn Tacitus verzeichnet diesen Brauch als Beweis für die Frömmigkeit unserer Vorfahren. Nach dem Angezogenen beschreibt er den Vorgang des Loswerfens und fährt dann fort: „Darauf hebt, wenn die Gemeinde Rat sucht, der Gemeindepriester (sacerdos civitatis), wenn es im eigenen Hause (privatim) geschieht, der Hausvater, *nach einem Gebet an die Götter, den Blick gen Himmel gerichtet*, dreimal je eines[1] auf und deutet sie sodann nach dem vorher eingekerbten Zeichen." Was nun den Flug der Adler und Raben angeht, so sollte man das etiam des Taciteischen Berichtes nicht außer acht lassen: et illud quidem *etiam* hic notum, avium voces volatusque interrogare. „Und das ist *auch* hier (in Germanien) bekannt, die Stimmen und den Flug der Vögel zu befragen."" *Auch* hier — man fragt sogleich, wo sonst? Den Lesern, an die Tacitus sich wandte, sind natürlich die römischen Verhältnisse bekannt, und da spielten die auspicia eine erhebliche Rolle. Ich führe an nach Bloch, Römische Altertumskunde (1911, S. 28): „Jeder Beamte, der eine wichtigere Amtshandlung vorzunehmen hatte, mußte ein göttliches Wahrzeichen (auspicium) durch Ausschau (spectio) auf einem viereckigen geweihten Platz (templum) einholen. Blitz und Vogelflug waren die ältesten. Später zog man den Hühnerfraß (ex tripudiis) vor. Glückverheißend war es, wenn den Hühnern etwas von dem Futter aus dem Schnabel fiel; bei der Freßgier der Hühner ließen sich also leicht günstige Vorzeichen erhalten. In zweifelhaften Fällen zog man weitere Zeichen, besonders Eingeweideschau, zu Rate. Neben diesen erbetenen Wahrzeichen gab es noch zufällige. Diese zu melden, stand jedem zu, und der Beamte entschied mit den Sachverständigen über ihren Wert: meist galten sie als unheilvoll."

Als Berater bei der Erkundung des göttlichen Willens dienten den Beamten die Augurn. „Der Wert, den man den Vorzeichen beimaß, gab den Augurn eine große und viel mißbrauchte Bedeutung, so daß sie schließlich selbst wenig von ihrer Lehre hielten. In ihrem Amtslokale (auguraculum) auf dem Kapitol verwahrten sie ihre Anweisungen. Ihr Abzeichen war der Krummstab (lituus), dessen sie sich zur Absteckung des Templum bedienten. Glaubte man mit der Auguralwissenschaft nicht auszureichen, so wurden die etruskischen haruspices herangezogen, deren vorzüglichste Tätigkeit die Beurteilung der Eingeweide der Opfertiere war" (S. 115).

Das etiam hic = „auch hier" des Taciteischen Textes erklärt sich also leicht, die Vögel spielen als Künder göttlichen Willens auch in Rom eine Rolle. (Man wird vielleicht auch annehmen dürfen, daß den *gebildeten* Lesern des römischen Geschichtsschreibers einiges von den entsprechenden griechischen Gebräuchen bekannt war.) Als Gegensatz dazu beginnt der folgende Satz bei Tacitus: proprium gentis: „ausschließlich diesem Volke eigen ist es"; er fährt dann fort: equorum quoque praesagia ac monitus experiri = „auch Ahnungen und Mahnungen von Pferden festzustellen". Gegenüber einem Brauche, der auch dem Römer bekannt ist, wird eine Besonderheit herausgestellt, die den Germanen eigentümlich ist. Von einem *besonders* hervorgehobenen Aberglauben ist aber keineswegs die Rede, und es muß noch einmal betont werden, Tacitus sieht diese Bräuche

[1] D. h. der Stäbchen aus dem Zweige eines fruchttragenden Baumes.

nicht als Aberglauben an. Aberglauben ist kein selbständiger (absoluter) Begriff, sondern ein bezogener (relativer).

Von den Griechen wird uns Ähnliches berichtet. Ich erwähne nur Einiges[1] aus der umfangreichen Überlieferung. Der Wille der Gottheit kann sich in ungesuchten Zeichen offenbaren: Donner und Blitz, Sonnen- und Mondfinsternis, Niesen, Begegnisse unterwegs, Träume. Als bedeutungsvoll wird der Flug der Vögel betrachtet, namentlich der großen Raubvögel: der Flug des Adlers, dem Zeus heilig, und des Habichts, des schnellen Boten Apollos. Sieht man, das Gesicht der heiligen Nordrichtung zugewandt, die Vögel rechts oder nach rechts fliegen, so ist das ein günstiges Zeichen. — Der Mensch kann sich aber auch willkürlich Zeichen verschaffen, indem er bei der Opferschau Leber, Galle, Milz und Lunge untersucht und beobachtet, wie der Opferdampf gen Himmel steigt.

Genug; nur noch ein Hinweis auf „die Völker am Euphrat und Nil" und auf die Babylonier. Deren Kultur wird nämlich besonders hervorgehoben, nachdem (S. 8) gerade gesagt ist, daß von einer eigentlichen Kultur der Germanen um 100 nach Christi Geburt nicht die Rede sein könne. Auch bei ihnen ist die Zeichenschau, ist all der „Aberglaube" gang und gäbe, und im kaiserlichen Rom erlangen die Chaldäer einen besonderen Ruf als Zeichendeuter und Astrologen.

Wir können also zusammenfassend feststellen, daß die drei ersten „Tatsachen" des Kardinals Faulhaber bei Griechen, Römern, Babyloniern genau so zu finden sind wie bei den Germanen usw., teilweise in umfangreicherer Überlieferung vorliegen. Es handelt sich um Völker, die sonst gerade gegenüber den Germanen als *die* Kulturvölker bezeichnet werden. Kardinal Faulhaber aber will diese „Tatsachen" einseitig mit benutzen, um den Germanen Kultur abzusprechen. Man kann nicht annehmen, daß ihm die Verhältnisse bei den antiken und orientalischen Völkern unbekannt sind — es handelt sich also um *tendenziöse Darstellung*. Unbekannt aber ist ihm die Welt der Dinge und die Welt des Geistes, in der unsere Voreltern gelebt haben. (Schluß folgt.)

(Abgeschlossen am 18. Februar 1934.)

Altgermanisches in Kult und Volkstum des deutschen Volkes

(*Schluß von Heft 2, 1934*)

Von Dr. Georg Buschan

Man stelle sich die Sache so vor, daß dieser Sonnengott auf einem Wagen am Himmelsgewölbe dahinfährt. Das Rad des Wagens wurde zum Symbol Gottheit, und aus der runden Radscheibe wurde mit der Zeit, als der Mensch mit fortschreitender Kultur seine ursprüngliche Radscheibe mit Speichen ausstattete, ebenfalls ein Speichenrad und in weiterer Entwicklung das Hakenkreuz[2]. Beide Zeichen des Sonnenkultus finden sich des öfteren an Kirchen an den Bogenfenstern, über den Türen und an anderen Stellen als Überbleibsel kultischen Dienstes, aus der Zeit germanischen Eigenglaubens allein oder neben dem christlichen Kreuz, angebracht; hier und da geht beides ineinander über. An der Wand des Eingangs zum Kirchlein auf dem Petersberg bei Flintsberg (Oberinntal) weist das Hakenkreuz verknotete Schenkel auf.

Die *Einführung des Christentums* unter den nordischen Völkern muß auf große Schwierigkeiten gestoßen sein, denn die alten Götter wurden offen oder geheim noch jahrhundertelang beibehalten, wie wir dies gegenwärtig bei den angeblich bekehrten Schwarzen Afrikas und Ozeaniens noch vielfach erleben. Bis ins Mittelalter hinein be-

[1] Vgl. z. B. Maisch-Pohlhammer, Griechische Altertumskunde. Berlin und Leipzig 1914.
[2] Vgl. a. Wirth, Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes. „Germanien" 1933, S. 161—166. Red.

richten die Chronisten, daß die Verkünder des Christentums von Rückfällen ins Heidentum erzählen und die geistigen Behörden strenge Strafen zu verhängen deswegen Anlaß fanden. Der heilige Kolumban, der gegen Ausgang des 7. Jahrhunderts lebte, fand in einer der heiligen Aurelia geweihten Kapelle am Bodensee neben christlichen Darstellungen noch immer die alten Götter vor, die das Volk noch wie früher verehrte, ohne dabei, wie er sagt, die neue Glaubenslehre abzuleugnen. Die angelsächsische Homilie des Abtes Alfried (um das Jahr 1000) schreibt von den „falschen Göttern" und fährt fort: „sie griffen da zu der Weisheit, daß sie als ihren Göttern dienten der Sonne und dem Mond wegen ihres strahlenden Glanzes, ihnen Gaben opferten und ihren Schöpfer verließen". 1129 erzählt der Chronist, daß die Oldenburger dem Kult eines „wild dargestellten Götzen" wieder verfallen wären. Noch im Mittelalter gab es eine ganze Reihe Kirchen, besonders in Frankreich und Belgien, in denen noch Fruchtbarkeitskult getrieben wurde und unfruchtbare Frauen entsprechende Gebilde anbeteten, um Kinder zu bekommen. Noch im 16. Jahrhundert fanden die Protestanten beim Eindringen in katholische Kirchen verschiedentlich (Geldern, Löwen, Antwerpen, Mende und anderwärts) Gebilde vor, die in der gleichen Absicht aufgesucht und verehrt wurden.

Viele unserer hohen christlichen Festtage gehen gleichfalls auf heidnische Vorbilder zurück. Ich erwähnte bereits, daß die Nordländer einen ausgeprägten Sonnen- und Lichtkult trieben. Das Fortbleiben des Sonnenballs um die Zeit der Wintersonnenwende und das Erstarren der Natur in Schnee und Eis mußte besonders in dem unwirtlichen nordischen Klima zum Nachdenken Anlaß geben. In der Zeitspanne, in der die Sonne am Himmel gleichsam verschwunden schien, also zwischen Weihnachten und Großneujahr, in den Zwölften oder Rauhnächten, glaubte man, daß allerlei böse Mächte ihr Unwesen besonders stark trieben und den Menschen Schaden zufügten. Man zündete daher allenthalben Feuer und Lichter an, um sie dadurch zu verscheuchen. Man schmückte auch die Hallen und Wohnräume mit Tannengrün aus. Aus diesem Brauch ist das Weihnachtsfest, das (wihte nachten) heilige Nacht bedeutet, mit seinem grünen Lichterbaum hervorgegangen. In vollem Verständnis für das Julfest der nordischen Stämme, das für sie ein hohes Fest bedeutete, verlegte die christliche Kirche das Fest zu Ehren der Geburt des Heilands auf die gleiche Zeit, um den Bekehrten den Übergang zur neuen Lehre zu erleichtern. — Die zahlreichen abergläubischen Handlungen, die man am Heiligen Abend und in den darauffolgenden Nächten vornimmt, lassen sich auf die heidnischen Vorstellungen von dem Treiben der Dämonen und dem Herabsteigen der Götterwelt auf die Erde sowie ihrem segensreichen Wirken hierselbst zurückführen. Das Verschwinden der Sonne am Himmelszelt und ihr Wiederscheinen nach etwa 10 Tagen wurde von den germanischen Stämmen als ein Kampf der Finsternis und der Kälte mit dem Licht und der Wärme aufgefaßt, aus dem die Sonne endlich doch jedesmal als Sieger hervorgeht.

Zahlreiche Gebräuche, besonders zur Frühjahrszeit, sind als Ausklänge solcher Anschauung zu deuten. So ist das Tod- und Winteraustreiben, -Verbrennen und -Begraben, das Begräbnis des Todamandels, das Verbrennen des Bögg, des Judas Ischariot, das Begraben der Fastnacht oder des Faschings, d. i. das Verprügeln, Verbrennen, Begraben, Ins-Wasser-werfen und ähnliches einer männlichen Figur aus Stroh oder Holz, In-den-Bach- oder Fluß-werfen einer lebenden Person, ferner das Hexenreiten, d. i. das Hinaustreiben eines auf einem Besenstiel reitenden, wie ein altes Weib ausgeputzten Jungen durch die Dorfjugend u. a. m. als ein Symbol für das Abschieben des Winters zu erklären. Der Sonntag Lätare führt daher beim Volke auch den Namen Toten- oder Schwarzer Sonntag. Das Narrentreiben und Vermummen am Fastnachttage ferner, das Schemen- und Schleicherlaufen sowie das Schellenschlagen in Tirol, der ohrenbetäubende Lärm mit Klappern, Ratschen, Schnarren, Peitschen, Alpenschnalzen und sonstiger Radau mit Werkzeugen der Jugend am Charfreitag durch die Gassen, das Dammern, d. i. Hämmern auf die Bänke der Kirche nach Erlöschen der letzten Kerze, die Behauptung der Altbayern, daß am St.-Georgstag dieser Ritter noch einmal mit dem Teifa kämpfen müsse, bevor der Lanks seinen Einzug halten könne, das wüste Treiben in der Walpurgisnacht, besonders auf dem Brocken, wohin die Hexen auf Besenstielen reiten, um mit dem Teufel zu buhlen, das Anmalen des Drudenfußes über die Stalltür und zahlreiche andere Abwehrmaßregeln sind als solche Ausklänge der heidnischen Vorstellungen von dem Treiben der bösen Mächte in den Wintertagen und ihr Vertreiben mit Anbruch der helleren Tage sowie des Sieges der Sonne aufzufassen. Die Messe am letzten Tage der Osterwoche führt daher in Tirol den Namen Dammer- oder Pumpelmesse, in Berlin Rumpelmesse usw. Der Kampf zwischen Winter und Frühling spiegelt sich auch in den Sagen von Beowulf, Siegfried, Ritter Georg, Dietrich von Bern und anderen Helden mit Ungeheuern, vor allem mit dem Lindwurm, wider. Er kommt auch in gewissen Frühlingsspielen der Kinder, bei denen es sich darum handelt, eine in einem Kreise sitzende oder stehende Person herauszuholen, wie Himmel und Hölle, der Raub der Frühlingsgöttin, die von den Riesen gefangen gehalten wird, oder einer Prinzessin zum Ausdruck, ferner in dem Hahn- oder Topfschlagen, wodurch nicht das Tier getötet, sondern nur befreit werden soll u. a. m.

Das Herabrollen von mit Werg und Teer überzogenen und in Brand gesetzten Scheiben oder Rädern von den Bergen ins Tal, sowie das Fortschleudern solcher Scheiben, das Anzünden von Freudenfeuern, das Schwimmenlassen von brennenden Lichtern auf kleinen Brettchen oder Schiffchen den Fluß herab (Lichtbachle in der Schweiz genannt), sollen der Freude über den Sieg der Sonne Ausdruck geben[1]. Der Sonntag Invocavit führt daher beim Volke auch den Namen Funken- oder Fackelsonntag.

Mit der Aufzählung der verschiedenen Gebräuche, die mit den alten germanischen Frühlingsfeiern zusammenhängen, ist ihre Zahl bei weitem nicht erschöpft. Das Volk kennt noch deren eine Menge, die sich den ganzen Frühling hindurch bis Ostern und selbst bis Pfingsten hinziehen. Das Osterfest hat die christliche Kirche wiederum in verständnisvoller Weise auf den Zeitpunkt verlegt, an dem die alten Deutschen ein Hauptfest feierten (die Chronisten erwähnen ein solches zu Ehren der Göttin Ostara) und das Erwachen der Natur mit dem Erwachen des Heilands im Grabe vereinigt. Aus dem Frühlingsfest der Zeit des Eigenglaubens wurde das christliche Auferstehungsfest. Am Mittsommertag erreichte die Freude und Ausgelassenheit des germanischen Volkes ihre Höhe. Hatte es doch jetzt die Überzeugung gewonnen, daß der Sonnengott im Kampfe mit den Winterriesen endgültig den Sieg davongetragen (denn die Natur stand in vollster Blüte), und daß der Sonnengott jetzt am Zenith einen Augenblick rastete, um mit der Göttin Freya sich zu Liebe und Ehebund zu vereinigen. Daher galt der Mittsommertag in den Augen der Nordländer mit für den höchsten Festtag, und die christliche Kirche verlegte auf ihn den Geburtstag eines ihrer hohen Heiligen, nämlich des Johannes des Täufers. Zu Ehren des Sonnengottes und seiner Gemahlin zündete man in der Vorzeit allenthalben Freudenfeuer an, die unter Absingen von Liedern umtanzt, und um sich symbolisch von dem Feuer reinigen zu lassen, übersprungen wurden. Noch heute lodern solche Feuer auf dem Lande vielfach auf, zu dem die Jugend das Holz zusammenträgt, und auch in der Stadt rüstet man sich vielfach zum Begehen der Sonnenwendfeier. Auch rollen in gleicher Weise, wie zu der Väter Zeiten, brennende Scheiben und Räder zutal, als Sinnbild der Sonnenscheibe, die die Höhe ihres Siegeslaufs am Himmel erreicht hat. — Zahlreiche abergläubische Handlungen, die in der Johannesnacht vorgenommen werden, im besonderen das Einsammeln von Kräutern, die geheimnisvolle, magische Kräfte verleihen, gehen auf heidnische Gebräuche zurück.

[1] Wehrhan, Die Feuerräder von Lügde. „Germanien", 1933, S. 129—133. Red.

Hiermit sind wir bereits zu den volkstümlichen, abergläubischen Handlungen gelangt, die als Ausklänge altgermanischer religiöser Vorstellungen anzusehen und weit und breit im deutschen Volke der Gegenwart noch vorhanden sind. Es ist unmöglich sie alle hier anzuführen; einige Beispiele mögen genügen.

Am Weihnachtsabend, zu Neujahr und am Dreikönigstag wird vielfach mit Gewehren, Pistolen und Böllern in den Gärten und auf den Straßen geschossen, eine Erinnerung an die Abwehr der bösen Geister, die im Dunkel der Winternächte ihr Unwesen treiben, sowie des wilden Jägers. Das gleiche Verfahren, um die Dämonen zu verscheuchen, war ursprünglich der Zweck, wenn man noch jetzt bei Hochzeiten in die Luft schießt, Schwerttänze vor den Jungvermählten aufführen oder sie durch Schwerter tragende Leute begleiten, bzw. im neuen Heim empfangen läßt, einen Strick über den Weg spannt, die Braut über die Schwelle trägt, sie auffordert, um den Herd des Hauses herumzugehen und drei Verbeugungen zu machen, um die hier hausenden Hausgötter wegen des Eindringlings gut zu stimmen usw. Noch gegenwärtig werden alle diese Gebräuche vielfach geübt, aber nicht mehr als heilige Handlung ausgelegt, sondern aus Spaß oder Neckerei betrieben.

An die *12 Nächte knüpfte sich noch mancherlei Aberglauben.* Bei den alten Germanen galt dieser Zeitraum für einen der Ruhe und Erholung. Die täglichen Arbeiten wurden eingestellt oder wenigstens stark eingeschränkt; nur die durchaus notwendige Arbeit durfte geleistet werden. Wer dagegen handelte, war der Strafe von seiten der Götter gewärtig. Daher kommt es, daß man noch heutzutage während dieser Zeit nicht das Korn ausdreschen darf, weil dies angeblich gesundheitsschädlich ist, auch das Korn, das man in die Erde senkt, nicht keimen würde, daß man die Ställe nicht reinigen darf, weil sonst das Vieh eingehen würde, daß man die Wäsche nicht waschen darf, weil dies Krankheit oder auch Tod in der Familie herbeiführen würde. „Wer de lien bespreet, mutt in't nee Johr in den Kerkhoff", heißt es in den Vierlanden.

Zahlreich sind auch die Gebräuche, die man *im Frühjahr zur Hebung der Fruchtbarkeit* bei Menschen, Tieren und Pflanzen ausübt. Hierzu gehören die *Flurumgänge und Flurritte*, die gleichfalls einen Teil der Frühlingsfeste unserer Altvordern ausmachten, um nach der Aussaat den Segen der Götter für das Gedeihen der Feldfrüchte herabzuflehen. Unter Vorantritt der Priester mit den Götterbildern zog man um die Fluren; die Priester opferten heilige Tiere und streuten die Asche auf die Felder. Die katholische Kirche hat diese Umzüge als Bittgänge für die Früchte der Felder übernommen und für sie eine besondere Bitt- oder Umgangswoche angesetzt, die mit Sonntag Rogate beginnt. In ähnlicher Weise wie vor Zeiten tragen die Geistlichen die heiligen Gegenstände herum und segnen das Land, das Volk zieht mit Fahnen und Kreuzen im Umzuge mit. Ein uralter Fruchtbarkeitszauber ist auch das *Schlagen mit der Lebensrute*: Stiepen, Stupen, Fudeln, Fuên, Kindeln, Aeschen, Schmackostern usw. nennt man diese ziemlich verbreitete Sitte, die jetzt zum Scherz geworden ist, ferner das Einholen und Einpflanzen von Maibäumen, das Erscheinen der Maibräute, das sich Beregnenlassen durch den Mairegen, das Ausputzen des Pfingstquaaks, Pfingstlümmels oder wie diese Gestalten im Volksmund sonst heißen mögen, und anderes mehr, was auf altheidnische Vorstellungen zurückgeht.

Die alten Germanen pflegten ihre Feste mit *Opferschmausereien* zu begehen. Dieser Brauch hat sich noch lange beim christlichen Volk erhalten, obgleich ein Konzil im Jahre 742 gegen diese heidnischen Schmause Stellung nahm, „die die dummen Menschen bei den Kirchen nach heidnischer Sitte begehen im Namen der heiligen Blutzeugen und Bekenner und dadurch Gott und seine Heiligen beschwören", wie es hieß. Bestanden doch diese zeremoniellen Schmausereien nachweislich noch 1530 bei der Kapelle auf dem Berge von Wurmlingen. Hier wurde alljährlich vom Volk ein Festmahl veranstaltet, bei dem

ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, drei gemästete Schweine in feierlicher Weise getötet und verspeist wurden, dreierlei Bier getrunken und dreierlei Brot verabreicht wurde, und wo sodann die Haut des Stieres und die Köpfe der Tiere eine besondere zeremonielle Rolle spielten. Der Dichter Uhland hat uns eine Schilderung dieser Vorgänge auf dem heiligen Berg gegeben, im besonderen über die Beschaffenheit und das Alter der Opfertiere, die Förmlichkeit beim Ausspannen der Stierhaut auf dem Kirchhof, das Lagern auf ihr und die Speisung der Armen, den Verlauf des Opfers usw. Auf dieses Lagern auf einer Ochsenhaut dürfte eine ausdrückliche Frage bei Ablegen der Beichte Bezug genommen haben, die Bischof Burchard von Worms (Ausgang des 1. nachchristlichen Jahrtausends) unter den heidnischen Gebräuchen, die abzuschwören und mit Kirchenbuße zu belegen waren, anführt. „Hast du dich auf eine Ochsenhaut auf dem Scheidewege gesetzt?" [1]

Auf derartige vorchristliche Opfer dürften auch die an den Kirchen von Belsen bei Tübingen und zu Oberröblingen angebrachten *Darstellungen von Tierköpfen* zu beziehen sein. *Bestimmte Speisen* sind beim Volke gerade am Donnerstag beliebt; so liebt der Berliner bekanntlich an diesem Tage Erbsen und Sauerkraut. Die Erbse war dem Donar heilig, dem zu Ehren dieser Tag den Namen führt. Der Donnerstag vor Ostern (Gründonnerstag) muß den alten Germanen für besonders heilig gegolten haben. Denn für ihn besteht der Brauch, daß viel grünes Gemüse auf den Tisch kommt. In Westfalen stellt man an diesem Tage die sogenannte Regenstärke her, einen Trank, der aus neun verschiedenen Frühlingskräutern gebraut wird.

Bei den niederdeutschen *Erntegebräuchen* finden sich noch viele Ausklänge der Wodanverehrung der heidnischen Vorfahren. Im Schauenburgischen führt die letzte Garbe, die man auf dem Felde stehen läßt, die Bezeichnung Waulroggen; die Schnitter umtanzen sie und rufen dabei dreimal „Waul", eine Verunstaltung von Wodan, aus. Im Mecklenburgischen werden die letzten Halme mit einem Stock, dem Waulstock, zusammengebunden, worauf die Schnitter ihn mit Wasser besprengen — vielleicht ein Trankopfer — und mit entblößtem Haupte und nach oben gerichteter Sense in einem Spruch Wodan anrufen. „Wode, Wode, hol dinem Roß nur Foder, nur Distel und Dorn. Övers Johr better Korn."[2] Dieser Erntebrauch bestand hier bereits im 16. Jahrhundert, denn um diese Zeit ereiferte sich ein Rostocker Prediger Nikolaus Gryse gegen Anrufung des „Wodansdövels". Auf diese Verehrung des in den letzten Halmen verkörperten Göttervaters geht auch die hierfür übliche Bezeichnung „der Alte" oder „der Aule" zurück; in manchen Gegenden kniet man vor dem Alten nieder und küßt die letzte Garbe.

Einer ähnlichen Verehrung wie Wodan erfreut sich beim Volke noch immer seine Gattin Freya, die der Volksmund auch als Frau Holde, Holle oder Gode bezeichnet. In manchen Gegenden Niedersachsens läßt man für sie, die „gute Frau", die „graue Jungfer", „die Braut" eine mit Bändern ausgeputzte Garbe stehen; auch führt der letzte Roggen die Bezeichnung „Vergoodendeel", d. h. der Frau Gode ihr Anteil. Auf Wodans Gattin spielen auch die Namen Kornmutter, Weizenmutter, Roggenweib, Roggenmuhme, Wilde Frau und andere mehr an.

Schließlich sollen noch aus der Fülle der Tatsachen einige *Ortsnamen* angeführt werden, die mit heidnischen Gottheiten oder Verehrungsstätten zusammenhängen. Das Schwertloch bei Tübingen bringt Uhland mit dem Schwertgott Ziu in Zusammenhang; Tübingen selbst will er von der anderen Bezeichnung dieses Gottes, nämlich Tiu, herleiten. Bei Regensburg liegt ein Ort Eresloh; Ear oder Erch ist aber die Bezeichnung für den

[1] In Haltern bei Belm im Osnabrückschen hielt sich die tätige Erinnerung an das Opfermahl bis 1830. „Germanien" 1933, S. 64. Red.

[2] Auch: „Wode, Wode, hol die Roß nu Fode. Nu Dissel un Dorn, övers Johr better Korn" Red.

gleichen Gott. übrigens sollen die zahlreichen Ortsnamen auf loh oder lohe mit dem alten Worte lohe = Gehölz, Wäldchen — noch in Gerberlohe erhalten — zusammenhängen und somit eine Erinnerung an einen alten heiligen Hain bewahren. Bei Eresloh hätte also ein heiliger Hain des Gottes Ear bestanden.

Germanische Grabgefäße aus der Kölner Gegend

Von Museumsdirektor Dr. C. Rademacher

Der Jahrgang 1933 von „Germanien“ gibt auf Seite 203 eine Bildtafel mit Gefäßen aus dem Rheingebiet wieder, die sich nicht nur durch ihre hohe Bedeutung als geschichtliche Zeugnisse auszeichnen, sondern auch in besonderem Maße geeignet sind, künstlerisch zu wirken. In ähnlicher Weise ist dies bei den vorliegenden Gefäßen der Fall, die allerdings weit über zweitausend Jahre jünger sind und der germanischen Zeit der Rheinlande im 3. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Dem Museum für Ur- und Frühgeschichte zu Köln war es gelungen, auf der rechten Rheinseite, beginnend mit dem Mündungsgebiet der Sieg in den Rhein bis weit in das Düsseldorfer Gebiet, germanische Friedhöfe zu entdecken, und zwar solche aus der 2. Eisenzeit, also der ersten Germanenzeit in diesem Gebiete (500 v. Chr. bis Chr.) und aus den drei folgenden Jahrhunderten n. Chr., also der eigentlichen germanischen Frühzeit. Über den Ausklang dieser germanischen Rhein-Kultur, welche stammlich festgelegt werden kann (es waren Sugambrer die Träger), sind wir geschichtlich im Bilde. Der Heldenkampf der Sugambrer gegen die Römer und ihr Untergang sind bekannt. Im Jahre 8 v. Chr. mußten die überlebenden Sugambrer ihre Heimat verlassen und wurden auf dem linken Rheinufer, südlich von den Ubiern, angesiedelt. Sogar ihren ruhmreichen Namen „Sugambrer“ mußten sie ablegen. Im Plane der Römer lag es, das ganze rechte Rheingebiet von Lippe bis Main als ein menschenleeres Grenzland zur Trennung der römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien von dem freien Germanenlande zu gestalten. Die Schlacht im Teutoburger Walde und besonders auch der Batarische Freiheitskrieg brachten diese römische Politik ins Wanken. Der Druck auf das Grenzland ließ nach, und sofort drangen neue Germanenstämme aus Westfalen und dem Elbgebiet an den Rhein, ließen sich in dem alten Sagambrerlande nieder und vermischten sich mit den Resten der einheimischen Bevölkerung. Aus dieser Zeit stammen die Funde des beigegebenen Bildes. Wie die sogenannten Latène-Germanen am Rhein ihre Toten verbrannten, die Gebeine in Urnen beisetzten und letztere in eine Grube der Erde übergaben, so machten es auch diese späteren Germanen am Rhein. Sie pflegten auf dem Scheiterhaufen den Toten mit seinem Schmuck und seinen Waffen zu verbrennen, die Gebeine in einem Gefäß beizusetzen und den gesamten Leichbrand über der Urne auszuschütten (Brandschüttungsgräber).

Urne 1 des Bildes ist die typische Gefäßform, die sich bei 2 und 3 wiederfindet. Das Charakteristische ist der Fuß und die senkrechte Randbildung, an der sich nach unten der geschwungene, allmählich sich verjüngende Bauchteil ansetzt (Fußurnen). Der Rand wird nie verziert, wohl aber die Bauchwand, wie dies besonders an 3 zu erkennen ist. In der an dieser Urne angewandten Nupfen-Verzierung, welche hier durch hangende Bögen umschlossen wird, waren die Germanen Meister. Es ist erstaunlich, in welcher Abwechselung diese mit Hilfe eines sehr einfachen Gerätes ausgeführten Nupfen in zahllosen Arten und Zusammenstellungen vorkommen. Außer den Nupfen gibt es auch Strich- und Punzen-Anwendungen, überhaupt ergibt sich aus einem genauen Vergleich der Schmuckart, daß sich schon der Kunststil der Völkerwanderungszeit vorbereitet,



Obere Reihe (links anfangend) 1. Grabgefäße vom Fliegenberg bei Altenach; 2. Urne mit Verschluß aus Opladen. Untere Reihe (links anfangend); 3. Graburne und Beigefäß (Becher) aus Hilden Bez. Düsseldorf; 4. Grabfund von Opladen a. d. Wupper mit römischem Henkelkrug und ebensolcher Terrakotta-Figur.

welcher in einer ornamentalen Behandlung der Flächen besteht. Diese Art der Verzierung wie auch die Typen der Gefäße finden sich nicht nur am Rhein, auch im Freistaat Sachsen und Brandenburg, dort bei den Gefäßen, die der letzten Zeit des Aufenthaltes der Burgunder in diesem Gebiet entstammen.

Grab 2 zeigt eine Fußurne als Knochenbehälter und einer ähnlichen als Verschluß. Der Unterteil ist durch tiefe Einbuchtungen gegliedert, wie sie beispielsweise schon in etwas früherer Zeit aus der Leipziger Gegend bekannt sind (Beweise für die Herkunft). Das Grabfeld von Opladen an der Wupper war das aufschlußreichste der Kölner Gegend. Fast 300 unversehrte Gräber konnten hier untersucht werden. Grab 4 stammt daher. Die Urne zeigt jedoch einen ganz anderen Typ; sie hat wohl den Fuß und ebenso den senkrechten Rand, dann aber eine bauchige Ausbildung mit zwei Reihen stark hervortretender Buckeln; darunter ein Band, das wechselnde Muster von Strichverzierung nach oben abschließt. Buckelurnen sind eine besondere Eigentümlichkeit der *sächsischen* Grabgefäße in Westfalen und der Lüneburger Heide, und zwar in den Jahrhunderten n. Chr. bis zum Frankenkaiser Karl. Das Vorkommen dieser sächsischen Buckelurnen im Kölner Gebiet beweist wiederum, daß auch sächsische Elemente die neue Bevölkerungswelle am Rhein enthalten hat.

Aus den vielen Gräbern, bei Opladen besonders, ließ sich das germanische Bestreben deutlich erkennen, ihrer eigene Kultur in allem, Töpferei sowohl wie Kleinkunst, treu zu bleiben, trotz der Nähe der römischen Kultur, wie sie von der nahegelegenen Colonia Claudia Augusta Agrippinensium (Köln) ausging. Besonders die zahlreichen Fibeln reden

eine deutliche Sprache, sie sind alle germanisch. Dabei verschlägt es nicht, daß sie hie und da auch eine der schönen roten Bilderschüsseln, wie sie die Römer zahlreich herstellten, zu ihren Grabgefäßen benutzten oder andere kleine Gefäße und römische Terrakotten wie in Grab 4. Metallnachbildungen der zum Teil sehr zierlichen Gewandspangen, Waffen und Geräte hat das Kölner Museum für Ur- und Frühgeschichte herstellen lassen.

Ein altgermanischer Backofen entdeckt

Von Hans Müller-Brauel

In der Osterwoche 1933 wurde in der Feldmark „Osterhorn" meines Heimatdorfes Brauel beim Pflügen eine vorgeschichtliche Anlage angeschnitten, welche sich in der Untersuchung als ein germanischer Backofen der Zeit von 500—400 v. Chr. erwies. Sechs derartige Öfen habe ich im Kreise Zeven bisher ausgraben können, mein Kollege Wegewitz im Nachbarkreise Stade deren mindest siebzehn. Alle gehören (nach den Beifunden von Scherben usw.) in die Zeit von 600—100 v. Chr. Da der jetzt bei Brauel gefundene wohl der in Form und Bau am besten erhaltene ist, sei hier darüber berichtet. (Abb. 1.)

Auch der Backofen von Brauel lag verhältnismäßig tief unter Erde, mit seiner Sohle 1,40 m unter heutiger Oberfläche. Sehr wahrscheinlich ist auch die obere Lehmdecke ehemals nicht sichtbar gewesen. (Heute hat der niedersächsische Bauer noch Backöfen, die in Form und Anlage fast genau dem ausgegrabenen entsprechen, nur daß sie auf der Erde liegen, die gewölbte Decke erhält dann aber einen Schutz [weil in Lehm gemauert] von übergelegten dicken Erdsoden oder aber durch ein Schutzdach.)

Nach völliger Freilegung zeigte sich, daß der Backofen aus neun aufrecht gesetzten, großen Felsen erbaut war, die Steine je 35, 45 bis 55 cm breit, zu durchweg 80 cm Höhe. Diese Steine umschlossen einen Kreis, der unten zirka 1 m Durchmesser hatte, sich nach oben hin zu 1,20 erweiterte. Der Eingang, bzw. das Feuerloch war genau nach Norden gerichtet. Hier hatte man einen halbhohen Stein eingesetzt, der rechts und links von höheren Steinen überragt wurde.

Auf den großen, aufrecht stehenden Steinen lagen weitere, aber bedeutend kleinere Steine in einfacher, teils doppelter Lage. Sie sprangen etwas nach außen hin zurück, so daß am inneren Kraterrande eine Kante entstand. Diese hatte man absichtlich so angelegt, um einen Halt für die einst über dem Ofen befindliche gewölbte Decke zu gewinnen. Diese Decke muß, — nach den gewaltigen Mengen der Einsturzmassen im Innern des Ofens gemessen — eine Dicke von mindest 25 cm gehabt haben. Interessant war die bauliche Konstruktion dieser Decke. Man hatte über der Ofenöffnung zunächst gespaltene Hölzer angebracht, welche zwischen den Steinen eingeklemmt wurden, und so entsprechend Halt fanden. Auf diese Hölzer hatte man eine Lehmschlagdecke angebracht. Fanden sich doch in der Einsturzmasse zahlreiche Stücke ziegelrot gebrannten Lehms, welche deutlich die Abdrücke dieser Spalthölzer zeigen. Da sie sich stets im Kern der Einsturzmassen zeigten, aber niemals an der Unter-, bzw. Oberseite, so haben sie also einst in der Mitte der gewölbten Decke gesessen. Nach erfolgter Antrocknung der oberen Lehmmassen hat man dann von unten ebenfalls Lehmschlag angebracht und dies Verfahren ober- und unterseitig so lange wiederholt, bis die gewünschte und benötigte Dicke des Gewölbes erreicht war.

Ähnlich wie man heute zerschlagene Scherben von Dachpfannen in den Lehm drückt, damit sich weiter daran anzubringender Lehmschlag besser halten kann, hatten die alten germanischen Baumeister entsprechende Urnenscherben dazu benutzt. Also vor mehr als 2000 Jahren die gleiche Praxis und Bauweise! — was besonders beachtlich ist.

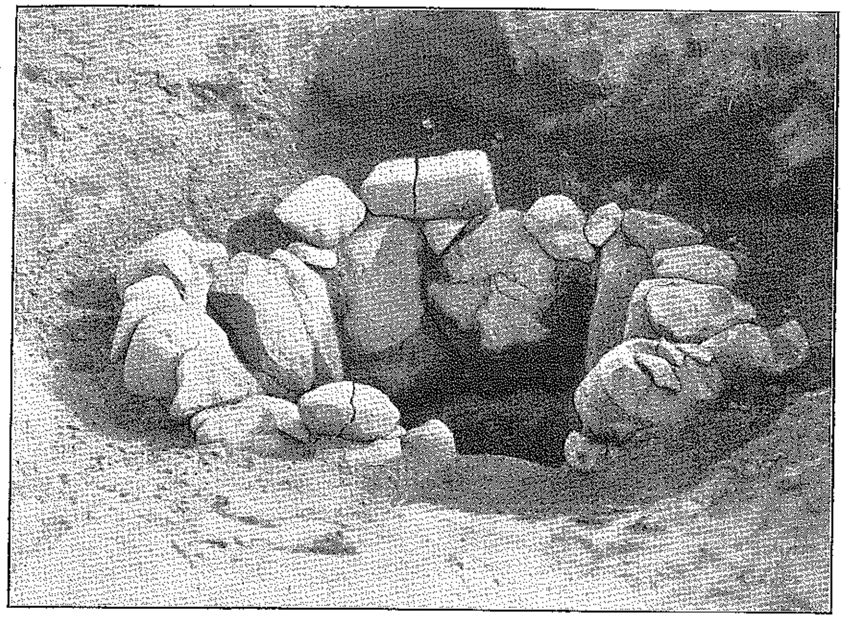


Abb. 1. Germ. Backofen (Brauch) nach der Freilegung. Ansicht von Norden aus. Im Vordergrund das Feuerloch.

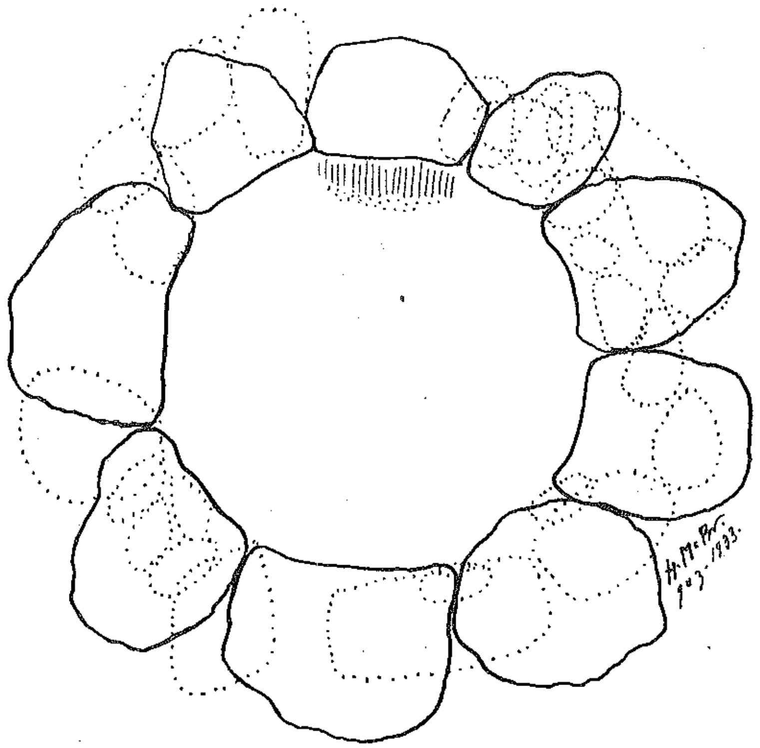


Abb. 2. Grundriß des Backofens.

In der Einsturzmasse (und zwar immer nach unten hin, also unter den Lehmklötzen mit Holzabdrücken) fanden sich im ganzen etwa 120 kleinere und größere Scherben, die mindest 30—35 verschiedenen Gefäßen angehören. Sie bilden ein begrüßenswertes Merkmal zur Eindatierung der Ofenanlage. Unter den Scherben sind zunächst zahlreiche Stücke erhalten, welche eine sog. „gerauhte" Oberfläche haben, d. h. einen dünnen Bewurf von schlackerigem Lehm, der, sobald das geformte Gefäß lufttrocken war, angeworfen oder angespritzt wurde. Dieser Bewurf wurde sowohl aus Schönheitsgründen, als aus Gründen der besseren Handhabung angebracht. Drei Randscherben (von teils sehr großen Vorratsgefäßen) tragen auf dem oberen Rande Fingernageleinkerbungen als Verzierung. Solche Scherben unterstützen die Eindatierung. Weitere Randscherben gehören sowohl Stand- als auch Deckelgefäßen an. Zwei dieser Stücke haben einen sog. „eingezogenen Boden", wie ihn Stücke aus Urnenfriedhöfen der germanischen Eisenzeit aufweisen. Der ganze Scherbenbefund spricht für das oben erwähnte Alter des Ofens.

Der Ofen selbst besaß zu unterst (d. h. auf dem weißen Sanduntergrund aufliegend) eine fast in ganzer Fläche erhaltene und 25 cm dicke Tenne aus Lehm. Auf ihrer Oberfläche, also auf der eigentlichen Backfläche, war sie ebenfalls ziegelrot gebrannt, nach unten hin verlor sich dies, und die unterste Schicht bestand aus blaugrauem Lehm in natürlicher, unveränderter Art.

Heute finden wir in der ganzen Feldmark Brauel nur gelben Lehm, während blaugrauer Ton in 1 km Entfernung von der Fundstelle (wo die Mehde in den Ostefluß mündet) auftritt. Von dorther haben also die alten Baumeister den benötigten Lehm geholt. Bemerkt sei, daß der Lehmschlag der Decke mit Spelzen von Getreide vermengt war, wie man ähnlich heute kurzgeschnittenen Häcksel zum besseren Zusammenhalten des Lehmschlags untermengt.

Die Seitensteine des Ofens standen noch heute dicht geschlossen beisammen. Damit nun beim Backen nicht der trocken werdende Sand aus den Fugen rieselte, hatte man alle entstandenen Zwickel beim Aufstellen der Steine mit Lehm verputzt; größere, rotgebrannte Palten konnten beim Ausgraben abgelöst werden.

Mit der erwähnten Auflage der kleineren Steine (auf der beigefügten Grundrißzeichnung punktiert eingezeichnet) hatte der Ofen eine Gesamthöhe von 95 cm, das Feuer-, bzw. Broteinschiebloch eine Weite von 32 cm. Über dem Feuerloch trug der Ofen die gleiche „Rauchnase" wie sie heute noch jeder frei stehende Backofen bei uns trägt. Ein Teil dieser Nase war beim Einstürzen der Decke mit in den Ofenraum gekommen; er blieb z. T. erhalten. Die untere Seite dieses Stückes ist stark rauchgeschwärzt.

Irgendwelche Kohlestückchen fanden sich im Ofen nicht vor. Er muß demnach im sauber gefegten Zustand eingestürzt sein. Ob ein Rauchabzugsloch vorhanden war, konnte nicht mehr festgestellt werden. Es muß aber bestanden haben, da sonst das Backfeuer in einem Raum unter Erde nicht gebrannt haben kann. Auch die Art, wie das Backen der Brote vor sich gegangen ist, ist nicht völlig geklärt. Zwei eimergroße Steine, die sich in der Einsturzmasse befanden, waren nicht so groß, daß sie als „Backplatten" angesprochen werden könnten, — sie gehören wahrscheinlich der Auflage an.

Nach einer Volksüberlieferung hätte man „früher" das zu backende Brot auf waagerecht eingeschobene, gespaltene Bretter von Eichenholz gelegt, wenn das Ofenfeuer völlig ausgeglüht war. Wahrscheinlich war das auch hier der Fall.

Es ist nun kaum anzunehmen, daß dieser Backofen nur zu einer einzelnen, hier gelegenen Siedlung gehört hat. Vielmehr wird man hier das vorchristliche Dorf Brauel zu suchen und weitere Funde zu erwarten haben. Wurde doch vor 40 Jahren in einer angrenzenden heutigen Weide eine umfangreiche, inzwischen wieder zugedeckte Steinpflasterung gefunden, die mir von alten Leuten, die sie freigegraben sahen, stets als „Flett"

mit gemusterten Steinsetzungen beschrieben wurde. Flett nennen wir heute die gepflasterte Wohndiele im niedersächsischen Bauernhaus. — Weiter wurde in den Weltkriegsjahren auf einer angrenzenden Ackerfläche, westlich von dieser Siedelstelle, ein Urnengrab gefunden, doch aus Unkenntnis zerstört. Erfahrungsgemäß liegen aber die vorgeschichtlichen Begräbnisstätten meist westlich einer Siedlung. Das heutige Dorf Brauel liegt zirka 800 m nordwestlich der Fundstelle. In meiner Sammlung befinden sich nun viele, im heutigen Dorfe gefundene Urnenscherben. Sie sind wesentlich jünger als die im Ofen gefundenen, zumeist ins zweite bis erste Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Nach diesen Scherben ist anzunehmen, daß das heutige Brauel um etwa 200 v. Chr. entstand, ein älteres Brauel dagegen bei Osterhorn lag, weil hier eine waldfreie Fläche bestand, indessen die ansteigende Kante der Osteniederung (wo das heutige Brauel liegt) s. Z. starken Baumwuchs hatte.

Seit vierzig Jahren sammle ich nun jede Scherbe, welche innerhalb der Feldmark Brauel auftaucht. Niemals aber ist mir in diesen Jahren auch nur eine einzige Scherbe von jener Art wie beim Ofen vorgekommen. Welche Formfülle an Gefäßen aber im damaligen vorgeschichtlichen Brauel vorhanden war, zeigen die gefundenen Scherben von 30—35 Gefäßen aus dem Ofen eines Siedlers! Wie wenig muß demnach von einstigen alten Dörfern und zugehörigen Urnenfriedhöfen nachgeblieben sein, oder, wieviel muß noch heute in der Erde stecken, was wir noch nicht gefunden haben!

Gollenstein und Brunholdisstuhl

Von Prof. Dr. Albert Becker

Seitdem wir uns an dieser Stelle[1] zuletzt mit dem Gollenstein bei Blieskastel (Saar) beschäftigten, sind einige neue Belege aufgetaucht, auf die ich hier hinweisen möchte. Die in der besprochenen Arbeit[2] von mir erwähnte Blieskasteler Amtsbeschreibung des Amtmanns Hans Sulger vom Jahre 1553 ist jetzt im Druck erschienen: Wolfgang Krämer, Das Amt Blieskastel nach dem Bericht des Kurtrierischen Amtmannes Hans Sulger vom Jahre 1553. Ein Beitrag zur Rechts- und Kulturgeschichte des Bliesgaues. Saarbrücken 1933. Hier ist S. 27 der „Guldenstein" erwähnt, vermutlich nach der zur Zeit unauffindbaren Originalniederschrift Hans Sulgers, während eine aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende Abschrift am Rande bereits die heutige Bezeichnung „Gollenstein" aufweist. Die Form „Güldenstein" fand ich auf der Karte, die der Landmesser Tilemann Stella aus Siegen seiner für den Herzog Wolfgang von Zweibrücken 1564 gefertigten Beschreibung der Ämter Zweibrücken und Kirkel beigab; eine originalgetreue Nachbildung der in der K. Bibliothek zu Stockholm verwahrten Karte zeigte jüngst das Zweibrücker Heimatmuseum; die Beschreibung selbst liegt abschriftlich im Staatsarchiv zu Speyer. Vgl. E. W. Dahlgren, Gamla Tyska Kartor I Kungl. Biblioteket in der Nordisk Tidskrift För Bok- och Biblioteksväsen Arg. I. 1914. S. 103—132, auch in Bibliografiska Undersökningar Festskrift tillägnad Claes Annerstedt den 7 Juni 1914 (Uppsala 1914) S. 93—123; dazu C. Pöhlmann, Die älteste Ansicht von Zweibrücken (Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1925, 129—130).

Es ist sprachgeschichtlich von Wert darauf hinzuweisen, daß sich zwischen den Jahren 1553 und etwa 1700 die Namensform von Guldenstein über Güldenstein anscheinend in Gollenstein verwandelt hat. In Sulgers Amtsbeschreibung (Krämer S. 104, 105, 109) wird übrigens auch der von mir am angegebenen Ort 208 erwähnte Spilstein von

[1] Germanien 1933, Heft 9, S. 264—267.

[2] Albert Becker, Der Gollenstein bei Blieskastel: Deutungsversuch und Umfrage (Rheinische Vierteljahrsblätter 2, 1932, 207—215), mit dem früheren Schrifttum.

Rentrisch (Saar) als „Spille“ genannt. Daß die Bezeichnung Gollenstein nicht nur dem Monolithen von Blieskastel anhaftet, sondern um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch die Bedeutung eines Gattungsnamens hatte, der heute dem — früher eben auch als Gollenstein bezeichneten — Monolithen von Martinshöhe (Pfalz) vom Volk nicht mehr beigelegt wird, entnehme ich einem amtlichen Bericht, der am 8. November der Bauinspektion in Zweibrücken erstattet wurde und den ich in seinen uns hier berührenden Teilen wiedergebe: . . . Die Höhe des in Martinshöhe befindlichen sogenannten Gollensteins über der Erde ist 2,80 m, die untere Breite über dem Boden 1,10 m und die obere Breite 0,80 m. Die untere Dicke über dem Boden in der Mitte des Steins ist 0,65 m. Daselbst rechts 0,50 m und links 0,40 m. Die darin in schrägvertikaler Richtung eingehauenen Muthen mit der schräghorizontal eingehauenen Muthe am oberen Ende auf der vorderen Seite des Steines sowie die vier eingehauenen, den vorderen ähnlichen Streifen auf der hinteren Seite scheinen die eigentlichen Abzeichen, die den Zweck des Steines zu seiner Zeit bezeichnet haben mögen, gewesen zu sein. Die Aussage des Bürgermeisters zu Martinshöhe über die Bedeutung des Steines lautet wörtlich: „Von den alten Leuten hat man als gehört, daß durch diesen Stein und durch jenen auf der Mittelbrunner Höhe (Pfalz) sowie auch durch jenen auf der Blieskasteler Höhe eine alte Römerstraße, wie diese Gegend noch wild und öd gewesen wäre, bezeichnet gewesen. Auch könnte von diesem Steine aus, wenn die in Martinshöhe erbauten Häuser nicht im Wege stehen würden, man den Stein auf der Mittelbrunner und jenen auf der Blieskasteler Höhe zugleich sehen.“

Was der alte Bürgermeister von der Volksmeinung über die sogenannten Gollensteine in einer Zeit, da der Begriff Römerstraße noch recht spukte, zu erzählen weiß, hat für uns kaum mehr als volkskundliche Bedeutung. Immerhin ist es ein nicht wertloses Zeugnis zur Geschichte dieser Monolithe. Dazu schließlich noch eine wenig erfreuliche Kunde aus unseren Tagen. Als ich am 22. Oktober 1933 das ehrwürdige Denkmal des Gollensteins bei Blieskastel wieder einmal aufsuchte, fand ich zu meinem Bedauern, daß Bubenhände das wertvolle Flachbild rechts von der Nische zerstört hatten. Ein ziemlich großes Rechteck ist gerade aus diesem bedeutungsvollen Relief des Götterbildes, das ich erstmals an genannter Stelle[1] 1932, 212/213 veröffentlichte, frisch herausgemeißelt, um die so wertvollen Anfangsbuchstaben zweier Namen aufzunehmen. So wird die a. a. O. 1932, 213 noch angeregte Abformung des Flachbildes[2], wenn sie nicht doch geschehen sein sollte, nicht mehr gelingen. Zur Erhöhung des Stimmungsreizes, den die vier Jahrtausende alte Kultstätte dort auf der Höhe ausübt, trägt es auch nicht bei, daß ein unmittelbar auf dem Fels befestigtes Schild das Betreten der anliegenden Äcker und Wiesen verbietet. Mehr Achtung vor den Zeugen der Vorzeit!

[1] S. Anm. [2] auf S. 81.

[2] Ob das Flachbild in Herman Wirths Symbolkreis (vgl. Germanien 1933, Heft 10, 289ff.) einbezogen werden darf und ob es sich in dieser Richtung etwa dem Flachbild der menschlichen Gestalt am Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim (vgl. meine Arbeit hierzu: Germanien 1933, Heft 9, 268) an die Seite setzen läßt, wird wohl noch näher untersucht und vor allem auch durch zeitlich nahestehende Parallelen gestützt werden müssen. Der Gedanke an germanische Kultsymbolik scheint mir mit F. Sprater bei dem Brunholdisstuhl jedenfalls eher vertretbar als bei dem Gollenstein; hier wie dort aber ist es die rheinische Kulturlandschaft, auf deren Boden die große Auseinandersetzung zwischen antiker Kultur und germanischem Volkstum stattfand, aus der heraus unser späteres Deutschtum hierzulande erwuchs. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf das Vorkommen des von Hans A. Luckwald an dieser Stelle (1933, 340ff.) behandelten Ringkreuzes hier in der Westmark hinweisen. Wiederholt findet es sich z. B. auf den zweitausendjährigen Grabsteinen des Wasserwaldes bei Zabern (vgl. Albert Fuchs, Bausteine zur Elsaß-Lothringischen Geschichts- und Landeskunde XV, Zabern i. E. 1914, S. 175, Tafel 27); aber auch der mit symbolischem Bildwerk verschiedener Art geschmückte Grabstein des Kanonikus Theodorich von 1222 aus der alten romanischen Stiftskirche von St. Arnual-Saarbrücken zeigt es; das schon von Pietsch, Von alter und neuer Friedhofskunst (Deutsche Bauhütte 12, 1908, 332f.) als Sonnensymbol gedeutete geometrische Zeichen darf wohl mit dem zum sog. Salomonsknoten umgebildeten Hakenkreuz zusammengebracht werden, an das auch Darstellungen auf dem Türsturz an der Kirche von Rüssingen (Rheinpfalz) und dem Bogenfeld von der Altstädter Kirche in Pforzheim erinnern (Albert Becker, Pfälzer Volkskunde [1925], Abb. 44; Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit [1922]

Rufer im Streit

Kritik zur Historikertagung in Königsberg i. P. Jeder Historiker vertritt ganz selbstverständlich die Ansicht, daß die Geschichtswissenschaft für das Leben und die Lebenden da ist und nicht nur eine vielleicht interessante aber müßige Beschäftigung mit den Vorgängen und Zuständen, den Dingen und Menschen der Vergangenheit. Es genügt aber nicht diese Ansicht zu haben und zu vertreten, man muß auch dementsprechend handeln. Und daß es daran fehlt oder daß in dieser Beziehung noch nicht genug getan wird, bewies die Hauptversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, die vom 3.—8. September letzten Jahres in Königsberg stattfand. (Der Beitrag erscheint trotz zwangsläufig verspätetem Erscheinen zeitgemäß. Red.)

Die Vertreter der Geschichtswissenschaft, die Forscher, Geschichtsschreiber und Lehrer haben drei Wege, um auf die Lebenden und für sie zu wirken. Den Weg über die Vorträge und Seminare an den Hochschulen bzw. den Geschichtsunterricht, den Weg, durch Veröffentlichung ihre Forschungsergebnisse oder wissenschaftlichen Meinungen in Zeitschriften, Zeitungen und Büchern sowohl den interessierten Kreisen als auch der größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, und schließlich den Weg, durch Vorträge in aller Öffentlichkeit oder im geschlossenen Kreis zu wirken. Die beiden ersten Wege sind bisher bevorzugt worden. Es ist nun aber an der Zeit, den dritten stärker und gründlicher zu begehen als vordem.

Sinn einer Tagung der Historiker kann eigentlich nur der sein, einerseits die persönliche Fühlungnahme zwischen den einzelnen Gelehrten und den interessierten Laien zu ermöglichen oder zu vervollkommnen und andrerseits in die Öffentlichkeit hinaus zu wirken, um der Geschichtswissenschaft und ihren Vertretern die Geltung und Wirkung zu verschaffen, die ihnen gebührt. Der dritte Zweck einer solchen Tagung könnte noch der sein, die Teilnehmer über neue Forschungsergebnisse, insbesondere soweit sie den Ort der Tagung und seine Landschaft betreffen, zu unterrichten. Aber dieser Zweck ist sehr wenig maßgebend, denn alle an den Einzelfragen, die auf einer solchen Tagung erörtert werden, arbeitenden Gelehrten oder daran anteilnehmenden Menschen können sich, auch ohne eine solche Tagung zu besuchen, aus der Fachliteratur eingehend genug unterrichten, und notfalls untereinander Rückfrage halten.

Von den beiden Aufgaben einer solchen Historikertagung hat die Veranstaltung in Königsberg keine recht erfüllt. Es waren von rund 300 Teilnehmern nur etwa 110, die nicht aus Ostpreußen stammten, sondern die aus dem Freistaat Danzig und dem Reich kamen. Es waren zwar sehr anerkannte Fachgelehrte anwesend, jedoch in so geringer Zahl, daß dabei eine persönliche Fühlungnahme der Fachgelehrten insgesamt gesehen wie der Fachgruppen und ihrer Mitglieder untereinander nicht stattfand. Das gleiche trifft für die Anwesenheit der interessierten Laien zu, sowie der Geschichtslehrer an Volks- und höheren Schulen. Nicht einmal aus Ostpreußen waren genug solcher Damen und Herren erschienen. Eine Wirkung auf die Öffentlichkeit hat die Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine fast gar nicht gehabt, wenn man von den sehr kurzen Berichten der örtlichen Presse absieht.

Die Entschuldigung, daß bei den früheren Tagungen auch nicht mehr Mitglieder anwesend gewesen seien, und die Wirkungen in die Öffentlichkeit hinaus auch nicht größer gewesen sei, zieht nicht. Sie besagt schließlich nur, daß im alten Sinne — um nicht zu sagen im alten Trott — weiter gearbeitet wird. Das deutsche Werden der Gegenwart erfordert aber gerade bei einer Tagung der Historiker und ihrer Vereine, jetzt wo dieses Werden in einen entscheidenden Abschnitt getreten ist, eine andere Haltung und ein anderes Auftreten.

Die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine haben weit mehr als hunderttausend Mitglieder. Wir haben zudem mehrere tausend als Historiker arbeitende und wir-

245). Vgl. noch Herman Wirth, Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes (Germanien 1933, 161ff.). Wie weit das uralte Heilszeichen von Zabern und St. Arnual-Saarbrücken innerlich etwa auch mit dem viel älteren Gollenstein zusammenhängt, bleibt eine ungelöste Frage; näher steht jenen Ringkreuzen von Zabern die Symbolik des Brunholdisstuhls.

kende Menschen in Deutschland. Eine Beteiligung von 300 Teilnehmern ist auch dann, wenn man die Kosten, die dem einzelnen erwachsen, anrechnet, geradezu kläglich. Die Tagung machte deshalb den Eindruck, als wenn sie um den Satzungen zu genügen und um des nun einmal aufgestellten Programms wegen, nicht aber aus dem Willen zur Wirkung, stattgefunden hätte. Diese Kritik bezieht sich natürlich nicht auf die Teilnehmer selbst, die ja ihren guten Willen gezeigt haben, sondern auf die Fehlenden.

Der Systemwechsel, der sich in Deutschland vollzogen hat und der ja mehr ist als eine bloße Änderung von Formen, erforderte von keinem wissenschaftlichen Fach so sehr wie von dem der Geschichte eine Stellungnahme zu dem Werden der Gegenwart. Die Meinungen sind mehr denn je vielgestaltig, die Auffassungen verschiedenartig, die Fragen brennend und groß, so daß die Historiker berufen und verpflichtet waren, zu den Vorgängen Stellung zu nehmen und ihren inneren Sinn und die Folgerichtigkeit des inneren deutschen Freiheitskampfes aufzuweisen. Das Interesse für alle Fragen der Geschichte ist im Volk außerordentlich gewachsen. Wenn Männer wie Teudt, Wirth und Spengler Tausende und aber Tausende von Anhängern und Freunden haben, wenn ihre Vorträge überfüllt sind, wie kommt es dann, daß die Geschichtswissenschaftler, die diesen Männern die wissenschaftlichen Qualitäten streitig machen, zwar vielleicht noch volle Kollegs haben, aber auf öffentliche Vorträge und damit auf die Wirksamkeit, auf die interessierten Menschen weitgehend verzichten? Warum ist auf der Historikertagung in Königsberg nicht ein einziger öffentlicher Vortrag in einem großen Saal an einem Abend gehalten worden? Viele der im kleinen Kreis gehaltenen Vorträge, insbesondere die vorzüglichen Ausführungen der Vor- und Frühgeschichtsforscher Dr. Petersen, Breslau, Dr. Engel, Königsberg, und Professor Dr. Unverzagt, Berlin, hätten sich ausgezeichnet für ein größeres Publikum geeignet. Aber auch einige der in den allgemeinen und „öffentlichen“ Versammlungen gehaltenen Vorträge, die leider in den Vormittagsstunden stattfanden, hätten interessierte Zuhörer in großer Zahl gefunden, wenn sie in größeren Sälen am Abend stattgefunden hätten. So besonders die Vorträge von Professor Dr. Platzhoff, „Die Türken vor Wien“ und Oberstleutnant a. D. Dr. von Schaefer, „Ostpreußen im Weltkrieg“. Die genannten Wissenschaftler, aber auch andere Herren, die in Königsberg waren, haben durchaus die Fähigkeiten, um einen größeren und wissenschaftlich weniger vorbereiteten Zuhörerkreis die erörterten Fragen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse nahezubringen. So waren zwar alle Vorträge auf den Behauptungskampf des Deutschtums im Osten und seine historische Begründung und Rechtfertigung eingestellt, aber die ostpreußische Bevölkerung und die große Öffentlichkeit der Deutschen im Reich hat nahezu nichts davon gehabt.

Von einer solchen Tagung der Historiker war, wie schon bemerkt, zu erwarten, daß sie zu dem System- und Meinungswechsel und zu den Fragen des Werdens der Gegenwart Stellung nehmen würden. Eine solche Stellungnahme mußte über den Rahmen der üblichen Begrüßungs- und Festansprachen hinaus erfolgen. Gewiß war in vielen der Vorträge das eine oder andere, das sich auf dieses gegenwärtige Werden und die Entwicklung, in der wir uns befinden, bezog. Aber nur ein Vortrag, der von Professor Dr. Keyser, Danzig, „Die völkische Geschichtsauffassung“ ging tiefer und wesentlicher darauf ein. Leider hat auch Keyser, eben weil er sich vor einem wissenschaftlichen Zuhörerkreis befand, nur die wissenschaftlichen Voraussetzungen und die grundsätzlichen Forderungen und Aufgaben für eine völkische Geschichtsauffassung in sehr feiner und tiefschürfender Weise behandelt. Ein Geschichtsbild, das die Entwicklung der letzten Monate und der kommenden Jahre erhellt und deutlich macht, wurde überhaupt nicht zu zeichnen versucht. Wenn die Wissenschaftler dies denjenigen überlassen, die sie selbst als wissenschaftlich, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, nicht ausreichend und unzuverlässig bezeichnet, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie selbst weniger Wirkung in der Öffentlichkeit haben als sie wünschen und meinen.

Die hier ausgesprochene Kritik hat nicht den Zweck, irgend jemand zu belasten, sondern einzig und allein den, auch in die Arbeit der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und der Gelehrtenwelt neues Leben hineinzubringen, neue Anregung zu geben und den Anstoß für eine Entwicklung darzustellen, die die Geschichtswissenschaft zur rechten Wirksamkeit bringen soll. Die Teilnehmer an der Hauptversammlung der genannten Vereine werden sicherlich nicht nur aus den Vorträgen, sondern vielleicht noch stärker durch die ostpreußische Heimat und ihre Menschen Anregungen empfangen haben. Es ist aber zu wünschen, daß es dabei nicht bleibt, sondern daß, wenn schon die

Königsberger Tagung selbst kaum eine Wirkung auf die Öffentlichkeit hatte, nunmehr die Teilnehmer das, was sie dort gesehen, gehört und erfahren haben, einem größeren Kreise zugänglich machen. In diesem Sinne hat die Historikertagung, deren Bedeutung und Aufgabe für den großen deutschen Ostraum, sein Schicksal und seine Zukunft der Führer des Bundes Deutscher Osten, Dr. F. Lüdtke, eindringlich aufzeigte, hoffentlich doch noch ihre Wirkung.

Kurt Pastenaci.

Klassische Archäologie und deutsche Urgeschichte. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ veröffentlichte im letzten Jahre unter der Überschrift: „Auch die ‚Attische Jungfrau‘ des Berliner Museums eine Fälschung?“ schwere Vorwürfe gegen die Verwaltung des Alten Museums in Berlin. „Nachdem vor kurzem die aufsehenerregenden Mitteilungen des Professors Edoardo Galli, des Konservators der Provinz Kalabrien, über die Fälschung der „Thronenden Göttin“ des Berliner Museums den Kampf um die Authentizität der Statue neu entfesselt haben, sind neuerdings in internationalen Archäologenkreisen schwere Zweifel auch an der Echtheit der im Jahre 1924 durch die Antikenabteilung des Berliner Museums erworbenen Marmorstatue, die als „Attische Jungfrau“ und aus dem 7. Jahrhundert vor Christi Geburt stammend bezeichnet wird, aufgetaucht. Wiederum ist es Professor Edoardo Galli, der den Beweis für die Fälschung auch dieser Statue, die ebenfalls von dem durch die verschiedenen Kunstskandalaffären kompromittierten Kunsthändler Dr. Jakob Hirsch-Genf zu dem hohen Preise von 1 Million RM. erworben wurde, liefern will. Schon kurz nach der Ausstellung der geradezu unerhört vorzüglich erhaltenen Statue, die überhaupt keine nennenswerten Spuren von Beschädigung, vielmehr noch die „ursprüngliche“ Polychromierung in Erdfarben aufweist, tauchten in Fachkreisen schwere Bedenken hinsichtlich der Echtheit dieser Neuerwerbung des Berliner Museums auf. Am 16. Dezember 1925 veröffentlichte die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ einen Artikel aus der Feder des Kunsthistorikers und ehemaligen Meseumsdirektors Dr. Paul F. Schmidt, in dem zuerst auf Grund kunstkritischer Betrachtungen die mannigfachen Stilwidrigkeiten des Kunstwerks demonstriert und ihre Fälschung unter Beweis gestellt wurden. Auch Professor Edoardo Galli führt in seiner Kritik an der „Attischen Jungfrau“ aus, daß die Mißproportionen des Körpers, die grobe fratzenhafte Formung des Gesichts, dem der Fälscher das den archaischen Statuen eigentümliche Lächeln aufzuprägen sich bemüht habe, die plumpen Nudelfalten der Gewandung, sowie die überaus häßliche Armhaltung, ohne weiteres erhellen, daß es sich hier um eine nicht einmal raffinierte, sondern um eine plumpe Fälschung handele. über die Herkunft und den Fundort der „Attischen Jungfrau“ hat die Museumsverwaltung ebenso wie über Herkunft und Auffindung der „Thronenden Göttin“ (Ankaufspreis 1¼ Millionen RM.) bisher mystisches Dunkel walten lassen. Beide Statuen wurden auf das Vertrauen der Museumsleitung in das Ehrenwort des Herrn Dr. Jakob Hirsch-Genf gekauft, mit dem er seine Versicherung bekräftigte, daß es sich um einen von einer griechischen Insel stammenden Fund handele, der unter allergrößten Schwierigkeiten aus Griechenland herausgeschmuggelt worden sei. Gegenüber dem früheren Besitzer habe sich Dr. Hirsch zur unbedingten Verschwiegenheit hinsichtlich der Herkunft der Statue verpflichten müssen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von den griechischen Behörden wegen Vergehens gegen das Gesetz gegen Ausfuhr von Antikenfunden, das hohe Gefängnis- und Geldstrafen vorsieht, verfolgt zu werden. Aus internationalen Archäologenkreisen kommt jetzt wiederum die Anregung, durch einen unparteiischen Ausschuß von anerkannten Kunstfachverständigen und Künstlern von Rang die beiden umstrittenen Statuen des Berliner Museums einer sorgfältigen Prüfung unterziehen zu lassen. Bei Feststellung der Fälschung, die nach Professor Gallis Auffassung ohne Schwierigkeiten gelingen würde, eröffnet sich die Möglichkeit der Rückgängigmachung der Fehlkäufe. Auf jeden Fall sollte es sich die Berliner Museumsleitung endlich angelegen sein lassen, zu den gerade in letzter Zeit sich mehrenden Zweifeln angesehener Fachkreise an der Echtheit der beiden attischen Statuen des Alten Museums eingehend Stellung zu nehmen.“

Mit den Angriffen Gallis ist die Frage der Echtheit oder Fälschung natürlich keineswegs entschieden. Man könnte die Zweifel „internationaler Archäologenkreise“ auch auf Neidgefühle zurückführen, aber es ist dabei zu bedenken, daß, wenn aus unlauteren Beweggründen erreicht würde, die umstrittenen Figuren für Fälschungen zu erklären, doch kein anderer Staat etwas davon hätte. Wesentlich ist, daß Jakob Hirsch, der Händler, schon in andere unsaubere Geschichten verwickelt gewesen ist. Vor oder nach den Berliner Ankäufen? Welche Personen (Museumsleitung besagt nicht viel) haben

dann dem Ehrenwort des Ehrenmannes Glauben geschenkt?

Aufgebracht wurden jedenfalls 1 Million und 1¼ Million. Es ist dabei nicht entscheidend, ob diese Beträge vom Staate oder durch private Stiftungen aufgebracht worden sind. Sie gingen jedenfalls für ein ausländisches „Kunstwerk" ins Ausland. *Für welche Aufgaben der deutschen Urgeschichte wurden auf einmal schon derartig hohe Summen aufgewandt?* Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" hat sich z. B. seinerzeit dafür eingesetzt, daß ausreichende Mittel für die Freilegung des Trierer Tempelbezirks bereitgestellt wurden. Dort würden solche Aufwendungen zweifellos richtiger und — ungefährdeter zu verwenden gewesen sein. *Für die Zukunft müssen wir jedenfalls mit aller Entschiedenheit verlangen, daß vor allem anderen die Belange der deutschen Urgeschichte berücksichtigt werden.* Um diese Forderung zu stützen, wäre es wertvoll zu wissen, wieviel in den einzelnen Jahren nach dem Kriege für deutsche Urgeschichte *und* für die klassische und orientalische Archäologie von Staats wegen ausgegeben worden ist.

Barbarenlegende. Die „Nordischen Stimmen" (Adolf Klein-Verlag, Leipzig S 3, Kantstraße 75, jährlich 12 Hefte, 6 RM.) bringen im Maiheft letzten Jahres folgenden bemerkenswerten Hinweis: „Gelehrte wie Ungelehrte tun bisweilen so, als sei es überflüssig, die *Barbarenlegende*, d. h. die Ansicht, die Germanen seien kulturlose Barbaren gewesen, noch zurückzuweisen. ‚Das wissen wir schon längst', heißt es. Aber es gibt eine Unzahl erstaunlichster Fehlurteile in neuesten Werken, die zeigen, wie lebendig die alte Legende ist. Eine Mitarbeiterin verweist auf eine Stelle in dem bekannten Werk von Herm. Schneider, ‚Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung', 1925: ‚*Es besteht kein Grund zum Grolle gegen die Kirche, daß sie den Deutschen eine altheimische Kultur zerstörte und eine fremde aufzwang. Das damalige Deutschland besaß noch kein Geistesleben, das hätte vernichtet werden, keine schöpferischen Kräfte, die die Kirche hätte unterbinden können. All das wurde erst durch das Christentum aufgebaut*'. Das soll man den Gelehrten nun glauben. Als Bonifatius die Eiche umhieb, ‚baute' er uns die bis dahin nicht vorhandenen Schöpferkräfte auf. Vorher gab es ‚noch kein Geistesleben'. Man fraß und trank. — Die französische Kriegslüge von den Boches, die weder Messer noch Gabel benutzen, ist noch intelligent im Vergleich zu dieser Verteidigung des Bonifatius." — Schneiders Darstellung ist der 1. Band der „Geschichte der Deutschen Literatur", die von Albert Köster † und Julius Petersen herausgegeben worden ist. Köster forderte die einzelnen Fachmänner mit folgenden Worten zur Mitarbeit auf: „Am liebsten haben wir uns als Lesepublikum die Welt der Studierenden gedacht und alle diejenigen, die nach einer erhöhten Bildung streben." Wahrscheinlich dürften heute die Studierenden eine andere als die oben wiedergegebene Auffassung verlangen!

Zeichen auf Hausgerät. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß die Schlachtfeste ursprünglich Beziehungen zum Kult hatten. Verschiedene Bräuche deuten darauf hin. In ganz Hessen ist auf den Dörfern die Sitte verbreitet, daß sich Kinder und junge Leute zum Schlachtfest verkleidet einfinden und einen Anteil an Wurstsuppe erbetteln.

C. Heßler bringt in seiner hessischen Landes- und Volkskunde, 2. Bd., über das Schlachtfest im Kinzigtal folgendes:

„Ist in einer Familie ein Schwein geschlachtet, dann werden alle Nachbarskinder, Verwandte und gute Freunde zum „Stechbraten" eingeladen. Freudigen Herzens wird von den Kleinen der bedeutungsvolle Abend erwartet, und ein jedes der Kinder reibt Messer und Gabel, die zu dem wichtigen Akte mit einem besonderen Zeichen versehen (| + ‡ V ⩛ usw.) mitgenommen werden." Es wäre erwünscht, das „usw." zu vervollständigen. M. Blank.

„Der Träger der deutschen Reichsidee ist für uns nicht Karl der Große, sondern sein erbittertster Gegner, der Sachsenherzog Widukind. . . . Heute, an einer Jahrtausendwende, können wir erklären, daß, wenn Herzog Widukind im 8. Jahrhundert unterlag, er im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler gesiegt hat!"

Alfred Rosenberg in seiner Rede „Kampf um die Weltanschauung" am 22. 2. 1934

Aus der Landschaft

Vom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

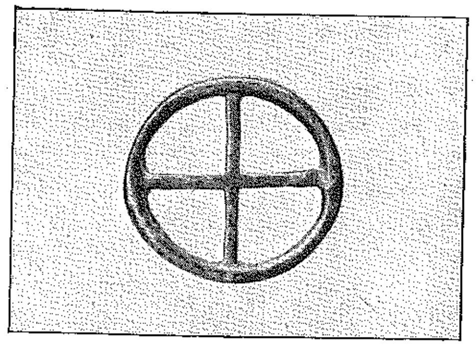
(Schluß von Heft 2, 1934)

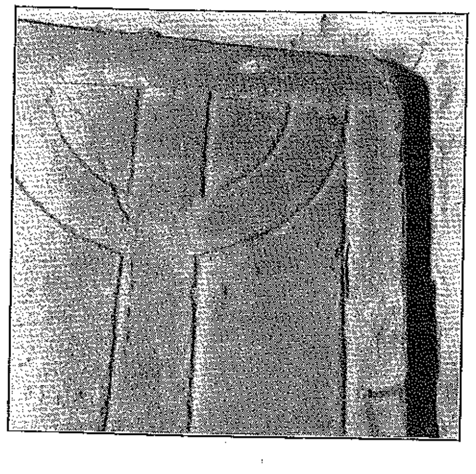
In Deutschland sind wir erst beim Sammeln und Sichten. Die erste zusammenfassende Arbeit von O. Montelius im „Prometheus" 16 (Jahrgang 1905), von Seite 241 an ist leider wenig zugänglich und bekannt. Er hat eine große Zahl verschiedener Gebiete herangezogen. Da die unten folgenden Gruppen beachtet und genauer geprüft werden, bittet der Verfasser entsprechende Quellenangaben unter dem Stichwort „Ringkreuz" an ihn durch den Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, Täubchenweg 19, senden zu wollen.

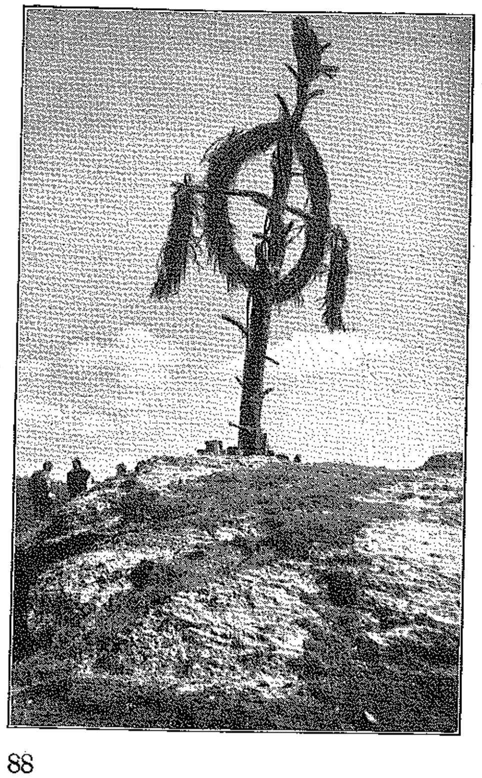
1. Ringkreuz auf Geräten, Waffen und Schmuckstücken von der Frühzeit (Vorzeit) an bis heute. So ist es zahlreich vorhanden bei den Bernsteinfunden von Schwarzort an der ostpreußischen Küste, bei den vielen süddeutschen Radnadeln und Anhängern, bei den Gürtelscheiben der Völkerwanderungszeit und den durch Glasfluß oder eingelegten Steinen so farbenprächtigen Nadeln jener Zeit, so der Adlerfibel von Cesena, und dann wieder, als schlichter



Abb. 37. Grabstein von Göhren.







Bronzereif in einem Frauengrabe bei Obermöllern, aus der Zeit des Thüringer Reiches, kurz bevor es zerstört wurde (im Jahre 531) (Abb. 36.);

2. Ringkreuze auf Münzen, als Hausmarke, Wappen, Siegel; als Stempel, so als Ziegelstempel in der Lübecker Johanniskirche zwischen 1376 und 1390 und als Pilgerzeichen.

3. Ringkreuze als Zeichen der Herrschaft oder Reichsmacht: als Krone bei Rudolf von Schwaben bei seinem Merseburger Grabmal und wohl auch schon beim Herzog Wittekindmal in Enger; als Reichsapfel schon bei Ottonischen Malereien; der Apfel mit dem Ringkreuz gilt hier als Zeichen des beherrschten Erdkreises.

4. Ringkreuz bei Grabsteinen der verschiedensten Art. So bei dem Stein von Göhren (Abb. 37 und 38) jetzt in der Sammlung der Stadt Rochlitz; diese Gestaltung des Zeichens ist ein Gegenstück zu dem Zeichen auf dem Kreuze von Pflanzwirbach (Abb. 13). In anderer Art zeigt es ein Stein auf dem Landsberge bei Landsberg, Bezirk Halle.

5. Im Brauchtum:

a) Ringkreuz als Kranz,

b) als Baum, als Queste (Abb. 39), als Ostereierbaum in Landwehrhagen bei Hannoversch-Münden; als Baum auch auf mittelalterlichen Holzschnitten, z. B. im „Mittelalterlichen Hausbuch", pag. 53 a 1.

c) Ringkreuz als Brotzeichen oder als Gebäck selbst. Als Gebäck kommt es an den verschiedenen Stellen in Deutschland vor. Besonders schön ist der Brauch in dem kleinen Ort Lügde in der Nähe von Bad Pyrmont. Dort bekommen die Kinder am Ostersonnabend ein einfaches Gebäck, das sogenannte Osterrad oder den Radkuchen. Am Abend rollen dann die großen brennenden Räder zu Tal (Abb. 40).

Die Bedeutung der Heilszeichen werden wir heute nicht mehr zu gering einschätzen, nachdem wir alle erlebt haben, wie unser Hakenkreuz zum Ausdruck des Wollens des ganzen Volkes wurde, wie der Führer es vorantrug. Da, wo Worte versagen, wo aber das allen gemeinsame Hochbild sichtbar werden will, erscheint es zuerst als Zeichen und wird mit Ehrfurcht von allen gegrüßt, da es sie ja im Innersten berührt. Und dadurch wird es dann zum heiligen Zeichen, daß der einzelne und das gesamte Volk, frei und doch gebunden, durch dieses

Abb. 36. Bronzereif aus einem Frauengrab bei Obermöllern.

Abb. 38. Der untere Teil des Grabsteines von Göhren.

Abb. 39. Ringkreuz als Queste.

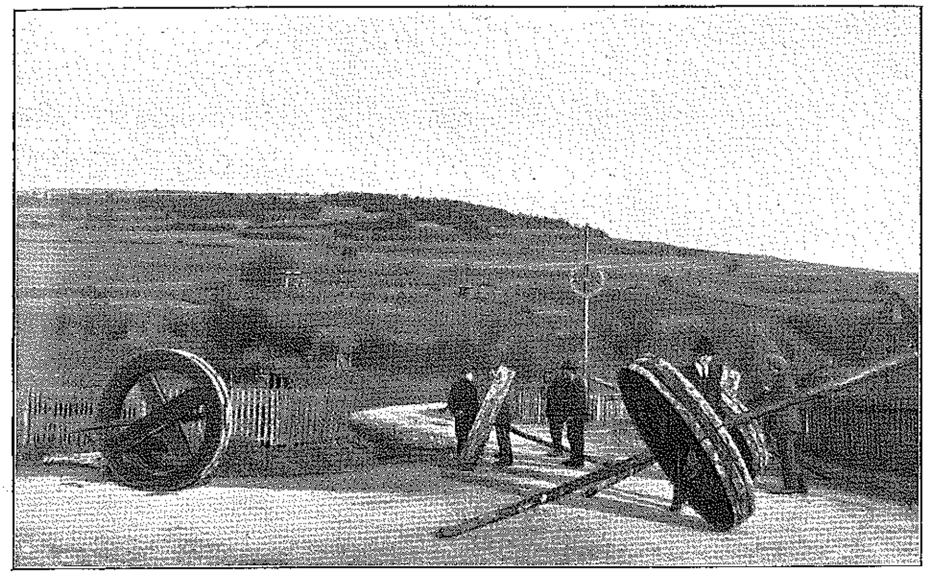


Abb. 40. Osterrad von Lügde.

Zeichen dem Ewigen Treue gelobt. Das Ringkreuz ist mit dem Hakenkreuz das uns alle einende Glaubenszeichen an das Ewige-Eins-Sein.

Richtungsbestimmung im Gelände. (Praktische Winke.) Der Freund der Vorgeschichtsforschung wird öfters in die Lage kommen, die Himmelsrichtung von Grabanlagen, Fundamenten u. dgl. oder die Lage am Horizont (den Azimut) von bemerkenswerten Punkten festzustellen, um eine Kartenskizze anzufertigen oder Eintragungen in das Meßtischblatt zu machen. Der gewöhnliche Nadelkompaß ist ein ganz unzulängliches Hilfsmittel für solche Arbeiten. Versucht man den Nullpunkt seiner Gradeinteilung nach Nord zu stellen und dann die Gradzahl der anvisierten Linie abzulesen, so macht man Fehler von 10 Grad und mehr, selbst wenn man den Kompaß auf einen Zaunpfahl oder dergl. zu setzen Gelegenheit hat. Es fehlt eben an einer Visiervorrichtung.

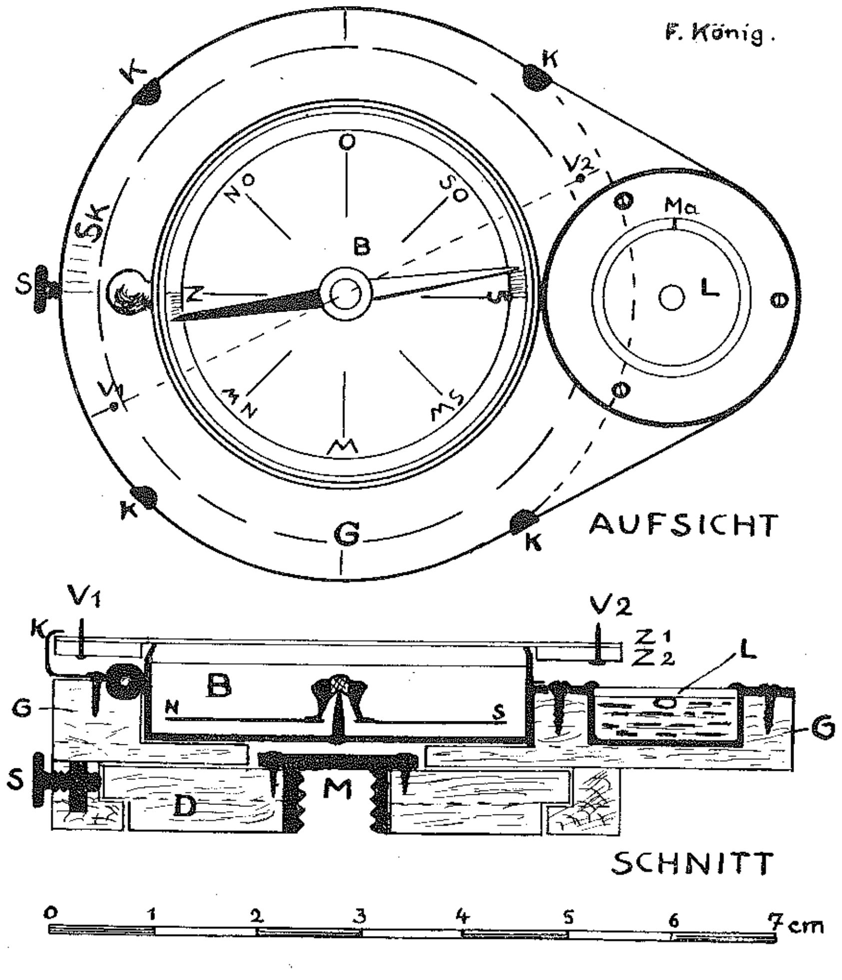
Nun kann man diese allerdings leicht anbringen, indem man durch die Mitte der Scheibe von 10 Grad nach 190 Grad (zur Berücksichtigung der Deklination, die in Westdeutschland durchschnittlich 10 Grad West beträgt) einen Strich mit dem Glasschneider zieht und vielleicht noch an den Enden dieser Linie je einen kleinen Messingstift ans Gehäuse lötet. Die Visierlinie zeigt am Punkt 10 Grad nach Norden, wenn das schwarze Ende der Nadel auf N (0 Grad) einspielt, und nach Süden, wenn es auf S = 180 Grad steht. Aber leider — alle übrigen Richtungen stimmen nicht, denn die Skala ist bei dieser Handhabung der Bussole spiegelverkehrt. Statt O müßte W stehen, statt NO — NW, statt 40 Grad 320 Grad usw. Wer mag sich da zurechtfinden?

Diesen Übelstand vermeidet man beim Gebrauch einer Bussole, bei der nach Art der Schiffskompasse die Windrose nebst Gradeinteilung fest mit der Magnetnadel verbunden ist. Ein derartiger Taschenkompaß gibt die Richtung sofort an, wenn der Nordpfeil der Rose auf einen Punkt weist, der 10 Grad links von der Visiermarke liegt. Mit einem so hergerichteten Kompaß kann man also einfach und schnell mit einiger Genauigkeit Richtungen bestimmen, sofern man ihn irgendwo in geeigneter Höhe auflegen kann. In freier Hand visieren, dann die Hand zwecks Ablesung der Gradzahl senken, ohne die Richtung der Visierlinie zu verändern, — das ist ein Kunststück, was wenige fertig bringen.

Eine Richtungsbestimmung von 2—3 Grad Genauigkeit durch Visieren aus freier Hand gelingt m. W. nur mit dem großen Armeemodell der Bussole nach Major v. Bézard. Das kleine Modell (ohne Spiegel) erlaubt nicht die Kontrolle der Nadeleinstellung während des Visierens und ist daher kaum genauer als die obengenannte

einfache Vorrichtung. Wer also etwa 15 RM. anlegen kann und will, dem sei der Bézard-Kompaß empfohlen.

Wer statt dessen lieber etwas Bastelgeschick und -geduld aufwenden will, kann sich ohne nennenswerte Kosten ein noch genaueres und vielseitiger verwendbares Gerät nach beistehender Zeichnung anfertigen. Man leimt aus entsprechend ausgesägten Sperrholzbrettchen ein Gehäuse G zusammen, in das die gewöhnliche Nadelbussole B gerade hineinpaßt. Auf dem oberen Rand des Gehäuses kann man zur Erhöhung der Ablesegenauigkeit eine größere Gradskala anbringen, wie bei Sk angedeutet. Die Dosenlibelle L (von einer alten Kamera) ermöglicht Waagrechtstellung des Gerätes, das mittels der Mutter M auf dem Kamerastativ befestigt wird, und zwar am besten unter Benutzung eines Kugelgelenks, wie es jede Photohandlung führt. Auch die Mutter M ist dort zu haben. Sie sitzt in der Scheibe D, die drehbar im unteren Teil des Gehäuses liegt und durch die kleine Schraube S festgestellt werden kann. Man dreht das Gehäuse nach Lösen jener Schraube, bis die Nadel auf 10 Grad West einspielt. Nun zieht man S an, so daß die Gradeinteilung jetzt richtig mit 0 Grad nach Norden weist. Zum Bestimmen der gewünschten Richtung dient die drehbare Visiervorrichtung V_1—V_2. Sie besteht aus einem dünnen Zelluloidblatt Z_1, das auf der Glasscheibe der Bussole liegt und durch den untergeklebten Ring Z_2 aus 1½ mm starkem Zelluloid zentriert wird. Wenn man keine äußere Skala anbringt, was bei einem etwas größeren Kompaß mit hochliegender Gradeinteilung ja nicht nötig ist, kann man diesen Ring natürlich aus undurchsichtigem Stoff, z. B. Holz von einer Reißschiene, anfertigen. Genau durch die Mitte der Scheibe Z_1 ist ein Strich geritzt, der die beiden Visierstiftchen V_1—V_2 verbindet. Die Visiergenauigkeit beträgt mindestens 1 Grad, es hat keinen Zweck, sie durch Anbringung eines Diopters zu erhöhen, da die Genauigkeit der Gradablesung ja nicht größer als 1—2 Grad ist. Man kann also mit diesem kleinen und leichten Gerät von einem Punkte aus rasch und genau alle möglichen Richtungen bestimmen und auch die Ausdehnung von Objekten in bekannter Entfernung messen.



RICHTUNGS- UND WINKEL-MESSGERÄT.

Man notiert sich am besten die Gradzahlen und überträgt sie zu Hause in die Kartenskizze. Es ist einfacher, hierfür einen Gradmesser aus Papier oder Blech zu benutzen, als das Meßgerät durch Anbringung eines Linealhalters nach Art des Bézard-Kompasses dafür verwendbar zu machen.

Eine weitere Anwendung des Gerätes ist die *Messung von Böschungswinkeln*, z. B. bei der Untersuchung von Wallburgen. Hierzu klappt man das Kugelgelenk um 90 Grad herum, so daß die Visierscheibe senkrecht steht. Damit sie nicht abfällt, sind die Blechecken K vorgesehen. Man richtet nun die Linie N—S der Gradeinteilung waagerecht, indem man das Bläschen der Libelle auf die am Rande eingefeilte Marke Ma einstellt. Nach Anziehen des Schräubchens S kann man parallel zur Böschung visieren, nach irgendeinem Merkpunkt in Höhe des Gerätes. Mißt man gleichzeitig die Länge der Visierlinie, so ergibt sich daraus durch Multiplikation mit dem cos des Winkels die *Höhe* des Walles. Größere Genauigkeit ist natürlich durch Anbringung zweier Röhrenlibellen an Stelle der Dose zu erzielen. Aber schließlich wollen wir ja nicht den Landmessern und Markscheidern Wettbewerb machen! Inzwischen sind zwei neue Visierkompasse in den Handel gekommen, von E. Busch und nach Dr. Leutenegger. Diese leisten für unsere Zwecke annähernd dieselben Dienste wie der Bézard-Kompaß, nur sind die Teilungen nicht so genau. Dr. F. *König*, *Soest*.

Deutsches Freilichtmuseum. Eine Anregung, die W. *Scheuermann* in den „Hamburger Nachrichten" gibt, möchten wir durch „Germanien" weiter verbreiten helfen: „Auf der letztjährigen Berliner DLG.-Ausstellung hatte die Landwirtschaftskammer Pommern verschiedene Stücke ausgestellt, die zum *kultischen Jahreskreislauf* Beziehungen haben. Nach Schluß der Ausstellung hat die Landwirtschaftskammer diese Stücke dem neuen Deutschen Freilichtmuseum überwiesen, das unter Leitung von Prof. Dr. *Herman Wirth* in Entstehung begriffen ist.

Wir haben bisher in Deutschland noch kein Freilichtmuseum von der Art des großartigen schwedischen Nationalmuseums *Skansen*; lediglich in Königsberg besteht ein Ansatz, der dort selbstverständlich auf das engere Gebiet Ostpreußens beschränkt ist. Aber dieser Ansatz gestattet zu beurteilen, wie die zukünftige große Anlage, würdig des deutschen Volkes und seiner Vergangenheit, aussehen wird. Prof Dr. Wirth will die gesamte deutsche Geistesgeschichte insbesondere mit der aus ihr nicht herauszulösenden Entwicklung des Gottesgedankens zur Anschauung bringen. Dabei erweist sich auf Schritt und Tritt, wie sehr gerade das *Bauerntum* der Erhalter der Väterart gewesen ist und noch immer ist. Ein solches Museum wird also in ganz hervorragendem Maße ein Spiegel der bäuerlichen Kultur aller deutschen Gaue werden müssen.

Insbesondere werden solche Dinge auszustellen sein, die eine Beziehung zum Kult haben. So ist der Erntekranz wohl noch überall im Gebrauch, aber in jeder Gegend windet man ihn etwas anders, und darauf kommt es an. In vielen dieser Kleinigkeiten liegt ein tiefer Sinn verborgen. Wir werden also in dem neuen Museum die Erntekränze sämtlicher Gegenden vereinigen müssen, und hoffentlich finden sich überall verständnisvolle Spender, die für das künftige Nationalmuseum einen Kranz genau so, wie es in der Gegend bestes Herkommen ist, winden lassen und ihn an Prof. Dr. Wirth nach Michendorf bei Berlin schicken.

Und dann wird große Musterung auf dem Speicher zu halten sein. Da steht noch so manches Stück, welches als Hausrat nicht mehr Dienst tut und das man doch, weil alte Sippenerinnerungen daran hängen, nicht an den Trödler verkaufen will. Da sind Mangelbretter und Backformen mit geschnitzten Mustern, Kinderwiegen mit eingekerbten oder aufgemalten Sinnbildern, Truhenbretter und Stuhllehnen mit alten Hausmarken, kurz, unzählige Dinge, die erst voll zur Geltung kommen werden, wenn sie eingereiht in ihresgleichen im Deutschen Museum für Geistesurgeschichte stehen werden."

Die „Hamburger Nachrichten" haben sich durch den Abdruck dieser Anregung ein großes Verdienst erworben, und hoffentlich wird sie rechten Erfolg haben! Nur eine

Einschränkung ist natürlich zu machen: Nicht jedes Stück eignet sich für dieses Museum, auch wenn es an sich gut und alt ist. Es handelt sich um solche Stücke, die irgendwie kultische Sinnbilder bewahrt haben. Durch eine Anfrage mit kurzer Beschreibung und beigefügter Zeichnung wird man sich leicht vergewissern können, ob eine Einsendung erwünscht ist.

Windmühle und Malkreuz. In der Ausstellung „Der Heilbringer" wird unter anderem eine „Tunschere" aus Friesland gezeigt, die den 8ästigen Jahres- oder Lebensbaum darstellt, der mit der entsprechenden Jahressymbolik versehen ist. Unter anderen erscheint auch eine Windmühle daran, deren Flügel das Malkreuz bilden und dies denn auch darstellen sollen. Ein Besucher der Ausstellung, der aus Holstein stammt, äußerte dazu: jetzt werde es ihm verständlich, warum in seiner Heimat zu Ostern immer die Windmühlenflügel als Malkreuz ausgerichtet stehen müßten, während sie beim Tode des Windmüllers so gestellt würden, daß sie ein Rechtkreuz bildeten. — Aus diesem Brauch geht nicht nur hervor, daß die Deutung der Windmühlenflügel als Malkreuz und überhaupt als Jahreskreuz richtig ist; er zeigt auch eindringlich, wie sich noch im späten Mittelalter uralte Sinnbilderschau an neue technische Formen anschloß — ähnlich dem uralten Spinnwirtel und dem späteren Spinnrade. — Wo kennt man ähnliche Bräuche?

Dr. J. O. Plaßmann.

Gaugerichtsstätte bei Nordhausen. Die Zeichnung zu diesem Aufsatz (Heft 2, S. 37) stellt nicht, wie durch ein Versehen angegeben, das „Riewenheiwet" dar, sondern die „Gaugerichtsstätte beim Dorf Niedersachswerfen, Ansicht fast genau von Osten".

Die Bücherwaage

Haenichen, Wilhelm, **Wie siegten die Germanen am Teutoburger Wald? Lagersturm und Verfolgungskampf.** Berlin, Luken & Luken, 1933. 61 S. mit Abb. u. Kartenskizzen. Groß-Oktav (F). Hlw. 2.50 RM.

Ein neues Buch über die Varus-Schlacht. Der Verfasser ist ein erfahrener Pionier-General und Forscher in der germanischen Frühgeschichte seit seinen Jugendjahren. Keiner von den Lokalpatrioten, mit denen er sich u. a. in der Vorrede und gelegentlich im Text beschäftigt, und deren Meinungen er eine sehr wertvolle tabellarische Quellenübersicht gegenüberstellt, um aus ihr seine Erkenntnisse über des Varus Lager und Niederlage abzuleiten. Daß er Fachmann in militärtechnischer Hinsicht ist, erleichtert ihm auch das richtige Übersetzen der alten Schriftsteller. General Haenichen ist einer von den Forschern, der Arminius gleichsetzt mit dem Siegfried der deutschen Heldensage, ohne auf des Tacitus Worte Bezug zu nehmen, daß die Germanen ihn in ihren Heldengesängen feierten. Um so unbedenklicher können wir den Vergleichen aus der Edda und der Sage vom Hürnin Siegfried folgen.

Ein rein wissenschaftlich gerichtetes Buch, trotz des hervortretenden warmen Soldatenherzens des Verfassers für seinen Helden und für die Leistungen der Truppe. Die Geschehnisse werden sehr anschaulich dargestellt. Wir erleben den Überfall im Lager und die anschließenden dreitägigen Kämpfe bis zum schwer errungenen Siege. Haenichen hat klargestellt, daß das Hermannsdenkmal bei Detmold inmitten des Schauplatzes der ersten großen Taten des Arminius-Siegfried errichtet wurde. W.

Volk und Wissen, Berlin, Brehm Verlag 1933, 8°, je etwa 30 S. Herausgeber: Professor Dr. Hanns von Lengerken.

Eine Reihe von Bändchen, die in kurzen Abrissen die Forschungsergebnisse „der biologischen und kulturellen Grundlagen des nationalen Sozialismus" der Allgemeinheit näher bringen wollen. Die bis jetzt vorliegenden zehn Bändchen bringen Darstellungen über Grundlagen der Vererbungslehre, die Erblehre des Menschen, Abstammungslehre und den Entwicklungsweg des Menschen. Einer Einführung in die deutsche Rassenkunde steht eine Abhandlung über Rasse und Politik zur Seite, sowie ein Abriß über Rassenhygiene. Ein Kulturbild des Frühgermanentums gibt das Heft „Vor 3000 Jahren", dem sich zwei weitere Arbeiten über Feldherrntum und Kriegskunst der Germanen und über germanische Religion anschließen. — Die Verfasser sind bekannt als namhafte Gelehrte ihres Faches: Dr. Groß, Dr. Frhr. von Verschuer, Professor Schütz, Dr. Weinert, Dr. Koßwig, Dr. Murr, Dr. Frhr. von Buddenbrook, Professor Nekkel und Dr. Jörg Lechler, der Schriftleiter vom „Mannus". — Die Bändchen sind durchweg gut geschriebene, leicht verständliche Arbeiten; die Bildbeigaben sind sorgfältig ausgewählt. Die Ausstattung der Hefte ist mustergültig. Der niedrige Preis von 90 Pf. für das Bändchen wird es hoffentlich vielen ermöglichen, sich die empfehlenswerten Bücher zu beschaffen. — Wir behalten uns vor, auf einzelne Bände noch zurückzukommen.

Koerner, Bernhard, **Handbuch der Heroldskunst.** Görlitz, Verlag f. Sippenforschung und Wappenkunde C. A. Starke. 6. und 7. (Schluß-) Lieferung 1933. Groß-Quart. Einzellieferung 9.— RM.

Das Handbuch bringt Deutungen des Hakenkreuzes, des Sechs- und Achtrades, der Rauten, Dreiecke und Fünfsterne, die wie stets an Hand eines reichen Bildmaterials gegeben werden, von dem besonders die bunten Wappentafeln hervorzuheben sind. Besondere Beachtung verlangt in den Schluß-Aufsätzen eine Arbeit von Heinar Schilling, die auf fast fünf Seiten die Runen aus 48 verschiedenen Reihen zusammenstellt. Es ist wohl die vollständigste Aufzählung dieser Art. Eine nochmalige handliche Zusammenfassung der Runenreihen auf einer Tafel ist zu begrüßen. H—s.

Meier-Böke, August, **Urgeschichte des deutschen Volkes.** Langensalza-Berlin-Leipzig, Julius Beltz 1934. 215 S. Groß-Oktav (F). 3.80 RM.

Das Buch bringt eine knapp gefaßte Übersicht über die deutsche Vorzeit. Die Gliederung des Buches ist klar und übersichtlich, durchaus vom germanischen Raum aus gesehen. Sie ist deshalb ebenso zu begrüßen wie die den Zeitabschnitten beigegebenen Übersichtstafeln, die, teilweise im Bild, die Leitformen der einzelnen Zeiten bringen. Das Buch ist frisch und lebendig geschrieben. Die Begeisterung, mit welcher der Verfasser ans Werk ging, ist bis zur letzten Seite zu spüren. — Einzelne Irrtümer und sprachliche Unebenheiten müssen aber bei einer Neu-Auflage berichtigt werden. H—s.

Zeitschriftenschau

Vorzeitpflege und Forschung

W. Schleiermacher, **Das vorgeschichtliche Kunstwerk.** Das Bild. Monatsschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. H. 1, 1934. Verlag C. F. Müller-Karlsruhe i. B. In dem mit hervorragend guten Bildern versehenen Aufsatz sucht diese neue Zeitschrift den Blick zu wecken für das künstlerische Erschauen und Erfassen unserer vorgeschichtlichen Funde, in denen wirkliches Kunstschaffen weit allgemeiner zum Ausdruck kommt, als das in späteren Zeiten bei den Dingen des täglichen Gebrauchs zu beobachten ist.

Zur geistigen Kultur der Germanen

Karl Theodor Strasser, **Skalden und Troubadours.** Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig. 10. Jahrg., Heft 12, 1933. Die in Südfrankreich beheimatete Troubadourdichtung hat ihre Blütezeit von 1050—1300. Wenn an der Entstehung dieser Geisteskultur auch die germanische Blutszufuhr aus der Völkerwanderung stark beteiligt ist, so zeigt sich doch in dieser Dichtung, die sich im Liebeslied, der Frauenvergottung, dem Preis der Frauenherrschaft erschöpft, bereits wieder ein völlig unnordischer Zug. Weit älter dagegen ist die nordische Dichtung, die ihrerseits stark anregend auf den Süden gewirkt hat. Um 500 n. Chr. herrscht auf germanischem Gebiet das Heldenlied. Von 700 ab bahnt sich alsdann ein neuer Stil an: Die Skaldendichtung (von 700—1100) ist ebenfalls Gegenwartsdichtung, aber sie ist durch und durch männlich, heldisch. Sie pflegt die Zeitballade, die Schlachtenschilderung, das Preislied, den Männervergleich, die Haupteslösungen, während das Liebeslied geradezu verboten und unter Strafe gestellt ist im Norden. / Otto Sigfrid Reuter, **Urnordischer und eurasischer Zählbrauch.** Mannus, Band 25, Heft 4,

1933. Dem alten Norden ist bisher die Fähigkeit zur Bildung großer Zahlen abgesprochen worden, ohne daß darüber je eine Untersuchung stattgefunden hat. Diese Untersuchung ergibt dagegen, daß sogar zwei hochentwickelte Zählbräuche im Gebrauch gewesen sind, die in den germanischen Sprachen bis heute nachwirken. Neben dem uns heute geläufigen Zulegeverfahren (32 — drei Zehner und zwei Einer) erscheint im Nordgermanischen die sogen. Oberstufenzählung, bei der die Einer auf den nächsthöheren Zehner bezogen werden, die sich in Wendungen wie anderthalb, drittehalb, 1/25 Uhr auch bei uns erhalten hat. Dieses Verfahren, das ungewöhnliche Anforderungen an die Begriffsbildungskraft stellt, ist offenbar sehr alt, hat sich aber als allgemeingermanisch nicht erweisen lassen. Dagegen erscheint es als Lehngut bei den finnisch-ugrischen Völkern und im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. bei den Alttürken in Südsibirien und in der Mongolei, offenbar auch hier als urnordische Entlehnung, wobei die Finno-Ugrier die Mittler gewesen sein mögen. Als Entstehungsgebiet der Oberstufenzählung muß Schweden angesehen werden, da nur hier die Berührung mit Esten, Lappen, Finnen gegeben war, und sie in Island bereits im Abklingen ist. Bei keinem der alten Völker ist sie sonst feststellbar; dagegen erscheint sie merkwürdigerweise in völliger Entsprechung bei den Maya in Amerika.

Kultur und Technik

Alf. Czernicki, **Niederösterreichische Urgeschichtsforschung.** Atlantis. Verlag Bibliographisches Institut-A.G., 6. Jahrg., Heft 1, 1934. Unter den neueren Funden in Niederösterreich sind die keltischen Gräber von Au am Leithaberg durch ihre eigenartige Bestattungsform bemerkenswert. Die Gräber lagen 8 Meter tief in einem 8 zu 9 Meter großen Viereck aus Trockenmauern oder waren durch Trockenmauern miteinander verbunden. Weitere Funde konnten aus der mittleren Bronzezeit und aus der Langobardenzeit geborgen werden. Die Slavenzeit zeigt sehr minderwertige Reste. Bedeutungsvoll ist hier ein sogenanntes Orantenkreuz aus Blei aus dem 9. Jahrh., das einen betenden Christus in der Art der byzantinischen Darstellungen zeigt. / Gustav Bernhard, **Ein steinzeitliches Bergwerk im Schotter des Hochrheins?** Mannus, Band 25, Heft 4, 1933. Bei dem Dorfe Herdern am rechten Rheinufer südlich von Schaffhausen liegt das Grubenholz, ein von merkwürdigen Gruben und Gräben durchzogenes Waldgelände in der Rheintalebene. Bei Grabungen hat sich herausgestellt, daß der Rheinschotter unter dem Walde zahlreich durchzogen ist von Höhlungen und Stollen, die von Menschenhand herrühren. Auf Erz kann hier nicht gegraben worden sein. Die tiefreichende Verwitterung des Gesteins hat auf den Gedanken geführt, daß hier eine jungsteinzeitliche Anlage zur Steingewinnung vorliegt, wie sie auch aus anderen Gegenden bekannt geworden sind. Ein tatsächlicher Beweis durch Fundstücke hat sich allerdings noch nicht finden lassen. / Helmut Preidel, **Vorgeschichtliche Spielwürfel aus der Gegend von Podersam.** Ebenda. Aus dem Bezirk Podersam war bereits ein bei Dollanka gefundener Kalksteinwürfel mit eigenartigen Zeichen bekannt. Bei Klein-Tschernitz im gleichen Bezirk wurden nun zusammen mit Töpferware aus der Zeit von 1000—800 v. Chr. ein Würfel aus hartgebranntem Ton, vierzehn durchlochte Kügelchen und drei Spielsteine gefunden, die die gleiche Verzierung aufweisen, also als Spiel zusammengehören. Der Würfel trägt an Stelle der bei keltischen Würfeln sonst üblichen Punktaugen oder Doppelkreise eigenartige, schriftzeichenähnliche Zeichen. Inzwischen ist noch ein zweiter, ganz ähnlicher Würfel bei Kolleschowitz, Bez. Podersam zutage gekommen. Verfasser möchte in den Zeichen weniger Schriftzeichen mit Lautwert als Idiogramme sehen. Auf alle Fälle ist die Frage der vorgeschichtlichen Schrift durch diese Funde um ein neues Kapitel bereichert worden.

Hertha Schemmel.

„Warum wußten wir nichts von unseren eigenen Ahnen?
Warum? Weil wir nichts wissen – durften."

„Totila" in „Die deutsche Apotheke 2. Jg. Nr. 33"

Vereinsnachrichten

Einladung

zur 7. öffentlichen Tagung in der Pfingstwoche 1934 in

Bad Harzburg

Dienstag, den 22. Mai, bis Donnerstag, den 24. Mai.
(Besuch des Questenfestes siehe unten.)

Tagesordnung:

Dienstag, den 22. Mai:

20.00 Uhr im Kurhaus: Begrüßungsabend.
Zur Einführung: „Der Harz in der Vorgeschichte."

Mittwoch, den 23. Mai:

8.00 Uhr Abfahrt zur Harlyburg bei Vienenburg.
Anschließend Besuch der Ausgrabungen am Sudmerberge bei Oker.

13.00 Uhr Rückkehr. Essen in den Unterkünften.

15.00 Uhr ab: Auffahrt zum Burgberg, Besichtigung und Abstieg durch das Krodotal unter Führung.

20.15 Uhr Lichtbildervortrag. Prof Dr. h. c. Schulze-Naumburg:
„Germanische Kunst aus Blut und Boden."

Donnerstag, den 24. Mai:

8.00 Uhr Abfahrt zum Königstein.

12.00 Uhr Frühstück in Blankenburg.

13.30 Uhr Fahrt zur Roßtrappe.

17.30 Uhr Rückfahrt nach Bad Harzburg.

20.30 Uhr Zwangloses Beisammensein im Kasino. Aussprache.

Schluß der Tagung.

Freitag, den 25. Mai:

Ausflug zur Hubertuskapelle bei Sehlde nach Verabredung.

Schlußwort: Dir. Teudt.

Bemerkungen:

Die Führungen liegen in bewährten Händen des Harzburger Altertums- und Geschichtsvereins. Herr Dir. Teudt wird verschiedene Berichte geben.

Bei Besuch des Questenfestes ist zu berücksichtigen, daß die Hauptfeier in der Nacht vom 21. zum 22. stattfindet und Unterbringung in Questenberg nicht möglich ist. Für die Tagungsteilnehmer ist Führung und am 22. nachmittags Autobusfahrt nach Bad Harzburg vorgesehen.

Tagungsbeitrag (einschl. Lichtbildervortrag) 4.— RM. Einzeltag 1.50 RM. Questenberg und Hubertuskapelle je 1.— RM. (Schülerkarten die Hälfte).

Unterkunft und Verpflegung in Bad Harzburg, Autofahrten usw. zu besonders billigen Preisen.

Anmeldungen sind bis spätestens 13. Mai an die Kurverwaltung in Bad Harzburg zu richten. Besondere Einladung für Mitglieder im 4. Heft.

Platz

Oberstleutnant a. D., Vorsitzender, Detmold, Bandelstr. 7.

Ortsgruppe Hagen. Am 3. Februar 1934 hatten sich zahlreiche Freunde aus dem Sauerlande und Industriegebiet zusammengefunden, um einen Vortrag über „Wallburgen im unteren Lenne- und Volmegebiet" zu hören. Der Vortragende, Herr Rektor Frommann, gab eingangs einen kurzen Überblick über Forschungsarbeiten, die auf diesem Gebiet schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts geleistet worden sind. Unsere „Wallburgenwanderung" führte zunächst ins Ennepetal zum Hilligenplatz, Burg, Vollberg und Burg bei Halver. Die deutlichsten Reste einer Wallburg finden sich auf dem Vollberg, einem von drei Seiten wasserumflossenen Berg. — Manche Ortsnamen in der Nähe von Halver ließen sich in Verbindung mit einstigen Wallburgen bringen, wie Lünsenburg, Winkelnburg, Klaukenburg usw. —

In der Gemeinde Dahl ist die Wallburg Ambrock mit zwei durch zwei Nebenwälle verstärkten Wällen. — Im Kiersper Gebiet deuten Trotzenburg (a. d. Aggerquelle), Wolzenburg, Limburg, Isenburg und Burg bei Düren auf vorgeschichtliche Bedeutung. — Südl. Scherl lassen sich in der Nähe von Schwenke Wallburgreste nachweisen. —

Eine der interessantesten und geheimnisvollsten Wallburgen ist uns die Syburg mit einer Hauptburg nach Süden und einer östl. Vorburg. Ein kegelförmiger Hügel aus Asche, Tonscherben und Knochenresten läßt nach Mummenthey auf Leichenverbrennung schließen. Sichere Spuren einer vorgeschichtlichen Burg finden sich auch bei Hohenlimburg auf dem Raffenberg. In gleicher Gegend liegt die „Franzosenschanze".

Lenneaufwärts kommen wir weiter südlich zu gut erhaltenen Wallanlagen auf einem Berg unweit Letmathe, um den die Lenne in großem Bogen herumfließt. Fast 8 m hohe Wälle stehen am Eingang der Burg. Eine Merkwürdigkeit ist die wellenförmige Mauerkrone. Weiter führte uns der Weg nach Ohle zur alten Kirche mit Ostturm, der früher in Verbindung zu einer mittelalterlichen Burg gestanden haben muß. Bei Ohle liegt auf dem „Sundern" die große „Hünenburg" mit starken Steinwällen. Zum Schluß wurde noch die Petenburg bei Hülscheid und die Nölkenburg bei Linscheid erwähnt. Der Redner stellte vier Grundtypen von Burgen heraus:

1. Die mittelalterliche Burg (Steinbau in enger Verbindung mit Wall), 2. die Einwallburg (Franzosenschanze), 3. die frankenzeitliche Burg (Peien- und Nölkenburg), 4. die altsächsische Burg auf unzugänglichem Berg mit großem Ring und oft noch vorgelagertem größeren Ring mit Vorbauten (Syburg).

Selbstgefertigte Karten und Lagepläne dienten sehr zum Verständnis des Vortrages. Wenn allen Anwesenden die Augen geöffnet worden sind darüber, wo und wie noch vorzeitliche Wallburgspuren zu finden sind und sich alle aufmachen, zu suchen um Neues zu finden und Altes zu vervollständigen, ist das der beste Lohn für die Arbeit und Mühe des schon betagten Vortragenden. Eine rege Aussprache gab zahlreiche Anregungen und beschloß den Abend.

K.-P. S.

Der Questenberg. In der Anmerkung 1 auf Seite 39 des Hornungheftes (zum Aufsatz „Eine Gaugerichtstätte bei Nordhausen?" von Dr. E. Runge) wird die Erhaltung des Questenberges der zufälligen Anwesenheit von Professor Herman Wirth in Questenberg zugeschrieben. Ich möchte das dahin richtigstellen, daß die Erhaltung des Questenberges Herrn Professor Hans Hahne-Halle zu danken ist, der in mehrjährigen Auseinandersetzungen mit den zuständigen Behörden, der Gemeinde und dem in Frage kommenden Industrie-Unternehmen die Sicherung des Berges als Naturschutzgebiet durchsetzte. Die Questenberger haben das dankbar mit der Ernennung Hahnes zum „Questenvater" anerkannt.

Haye Hamkens.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 April / Ostermond Heft 4

Germanenkunde aus Tacitus

Von Wilhelm Teudt

Die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen die Berichte und Urteile des Tacitus über die Germanen von uns als Quellen zur Zeichnung eines zutreffenden Germanenbildes angesehen werden dürfen, sind in Heft 12, 1933 dieser Zeitschrift behandelt worden. Nunmehr treten wir an einzelne Sätze seiner Germania heran, wozu Beyers und Capelles[1] Übersetzung oder der Urtext herangezogen wird.

Die Darlegung der Grenzen (Abschnitt 1) zeugt von der Sorgfalt, mit der sich der Römer unterrichtet hat, ehe er sich an die Beschreibung eines von ihm selbst nicht bereisten Landes und Volkes heranwagt. Seine Kenntnis kann er nur gewonnen haben entweder von Römern, die mit geweitetem wissenschaftlichem Blick, und nicht nur zu irgendwelchen eng umzogenen Zwecken — wenn auch noch so oft — nach Germanien gekommen sind, oder von zu Rate gezogenen gebildeten Germanen, die sich mit starkem völkischem Empfinden um einen Überblick über das Gesamtvaterland der zusammengehörigen germanischen Stämme bemüht hatten.

Aus der Zuverlässigkeit der Grenzbeschreibung gewinnen wir auch das Zutrauen zu der wohlerwogenen Bestimmtheit, mit der Tacitus zweimal (2 und 4) seiner Überzeugung Ausdruck gibt: „Meiner Ansicht nach sind die Germanen eingesessene Ureinwohner." Er gibt uns damit das Recht und einen festen Ausgangspunkt für die kritischen Fragen und Zweifel, mit denen wir an manche Sätze der Archäologie herantreten, die eine nichtgermanische, vorzeitwendliche Besiedlung eines Teiles Deutschlands glaubhaft machen wollen. Wie sehr die Volkszugehörigkeit bei Tacitus ein Gegenstand des Interesses und der Forschung ist, erkennen wir auch aus zahlreichen Bemerkungen zu den einzelnen Stämmen. Auf jeden Fall müssen stichhaltige Gründe, die nicht nur auf tönernen Füßen stehen, vorliegen, ehe es wissenschaftlich berechtigt und national erträglich ist, eine so

[1] Beyer, „Die Germania des Tacitus", Paderborn, Schöningh, 1933. 40 Pf. Capelle, „Das alte Germanien", Jena, Diederichs, 1929. 9 RM.